Preis 200,— Mark. 2. Jahrgang / Nr. 15

Breslauer Nachtigall

Die montäne Wochenschrift

Herausgegeben von Ed Golland

Bankkonto: Bank für Handel und Industrie, Depositenkasse A Breslau, Tauentzienplatz 1

Anzeigenpreis je Millimeter 60,— Mark Man fordere Vertreterbesuch

Redaktion und Expedition: Garnestraße 10 Allen Sendungen an die Redaktion Rückporto beifügen

Schönen der Straße

Auf Nepptour — In der Bar — Vor dem Rückzug — Fürstin Lemachoffsky

Mittelmäßigkeit

Vor einigen Tagen starb die große französische Tragödie Sarah Bernhardt, einst die berühmteste Schauspielerin der Welt. Das Leben dieser Frau ist eine einzige Kette von großen Erfolgen, Sensationen und Aufregungen gewesen, und manche von denen, die der greisen Schauspielerin Nachrufe schrieben, schrieben das Bestreben dieser Frau, überall dabei zu sein, überall von sich reden zu machen, ihrer Reklamesucht zu. Nun, man wird bei einer Frau von der immerhin gewaltigen Bedeutung Sarah Bernhardts nicht so einfach nur von Reklame sprechen können. Es war vielleicht ein großer Prozentsatz gesunden Ehrgeizes dabei bestimmend, und Ehrgeiz und Reklame soll man bekanntlich nicht verwechseln. Reklame kann man bekanntlich für ein Nichts machen. Diese Frau aber war kein Nichts, und wenn sie aus dem Besitz heraus, etwas Bedeutendes sein und leisten zu können, sich hin und wieder in den Vordergrund stellte, so ist das nicht nur zu entschuldigen, sondern auch zu begrüßen. Denn nur gesunder Ehrgeiz ist es, der den Tüchtigen zu immer neuen Leistungen anspornt, und ihm allein haben wir die großen Errungenschaften des Menschengeschlechts zu verdanken.

Freilich, in unserem Zeitalter, dem Zeitalter der rücksichtslosen Vorherrschaft des Geldes, ist von dieser Eigenschaft des Menschengeschlechts nur wenig mehr zu merken. Das Geld hat nivelliert. Vor dem Geld hat, kann sich auf den Kopf stellen, bei allem Ehrgeiz kommt er doch nicht weiter.

Es braucht wohl kaum hinzugesetzt zu werden, daß diese bedauerliche Tatsache von vernichtenden Folgen für die Menschheit ist. Und ihr allein haben wir jene trostlose Mittelmäßigkeit zu verdanken, die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens so beschämend bemerkbar macht, und die unserem Zeitalter geradezu ihr Siegel aufgedrückt hat. Noch am Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das anders, und die Folge davon war jene überraschende Fruchtbarkeit der europäischen Nationen an hervorragenden Männern und Frauen. Mit dem Erstarken des Kapitals wird das ganze öffentliche Leben mechanisiert, werden die geistig reglamen und eigene Wege wandelnden Geister in die Opposition gedrängt, lauchen gehorsame Mittigtuer auf, hinter denen nichts ist, ja, hinter denen nichts sein darf, eben damit sie folgsame und gelehrige Werkzeuge des Kapitals sind und bleiben.

Man sehe sich nur Deutschland an.

Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts konnte in Deutschland Johann Wolfgang Goethe Minister sein. Am Ende desselben Jahrhunderts sehen wir einen Bülow und nach der Revolution gar einen Noske in Ministerherrlichkeit thronen. Von einem Aufstieg kann auf diesem Gebiet also wahrlich keine Rede sein. Und ebenso bezeichnend ist die rein staatsmännische Entwicklung von den Tagen eines Stein, Hardenberg, Bismarck zu einem Hobbielski, Bethmann Hollweg und Erzberger. Wächst in den Sturm- und Drangjahren Männer, wie Goethe, Schiller, Wieland, Freiligrath, obwohl angefeindet, doch umjubelt und verehrt wurden, schwieg man Herbert Hauptmann jahrelang systematisch tot und warf man Toller ins Gefängnis, während Wilhenbruch und Lauff geehrt wurden, denn sie störten niemanden und bemeihräucherten die Machthaber, und mehr verlangt das kapitalistische Zeitalter nicht. So kam es, daß, während das Volk immer zivilisierter wurde, es kulturell sank. Während die Kreisen noch Goethe, Jean Paul oder Heinrich Heine lasen, lief die Gegenwart Courths-Mahler. Und so feindselig ist die gegenwärtige Generation allen wahren großen Geistern, daß Männer wie Einstein fluchtartig ins Ausland entweichen müssen, um nicht, wie Rathenau, gemeichelt zu werden.

Unser Zeitalter hat den größten Krieg erlebt, der je getobt hat. Aber, ist auch nur ein einziger General gewesen, der über dem Durchschnitt stand? Ein geradezu beschämender, erbärmlicher Abstieg ist der von Scharnhorst, Gneisenau, Moltke und Roon zu Ludendorff!

An die Stelle von Goethe, Bismarck und Moltke sind Affauer mit seinem „Hohgesang" Hitler und Ludendorff getreten. Die wirklichen Köpfe aber, ein Max von Baden, ein Fürst Lichnowsky, ein Liebknecht und ein Rathenau sind entweder beiseite gedrängt oder erschlagen.

Einen Trost gibt es für uns. Diese beschämende Erscheinung ist wahrhaft international. In Frankreich folgte auf einen Napoleon, Talleyrand und Gambetta ein Poincaré, auf einen Michel Ney, Murat, Massena und Mac Mahon ein Degoutte, und seine großen Dichter, ein Barbusse, ein Anatole France sind aus Erbitterung über die ganze Jämmerlichkeit des neuen Frankreich Kommunisten geworden.

Und England?

Das Land der hervorragendsten Staatsmänner erzeugte statt eines Pitt, eines Beaconsfield den großen Blender Lloyd George und einen Bonar Law, der niemand mehr blendet, die Machtsolger Dora Reisons hielten sich außerhalb der Kanonen von Helgoland, und Englands Parlament, einstmals Gegenstand der Bewunderung ganz Europas, ist zu einer ganz ordinären Schwatzbude geworden, wie die meisten anderen Parlamente auch.

Italiens Abstieg von Cavour zu Mussolini ist ebenso augenfällig wie der Amerikas von George Washington zu Wilson, und nur in Rußland triumphiert, aus dem Sumpf des Zarismus erklißt, der Geist. Das sind, zusammengenommen, Alterserscheinungen einer Kultur, die bereits den Zenith überschritten hat und, um mit Oswald Spengler zu sprechen, dem Fellachentum entgegengeht.

Wird sich die weiße Rasse diesem drohenden Schicksal entwinden können? Wird der Geist, im Osten, in Rußland, neugeboren, die Mächte der Finsternis noch einmal bannen können? Qui vivra verra — — —

Maxim.

Hyänen der Straße

Die Art Raubtiere, die ich meine, sind weiblichen Geschlechts. Ich kann sie nicht besser beschreiben, als wenn ich ein Beispiel gebe, mit welch unglaublichem Raffinement diese Geschöpfe ihr übles Handwerk betreiben.

9 Uhr abends. Ecke Zwingerplatz und Schweidnitzer Straße an der Haltestelle steht eine Maid. Sie wartet. Auf Anschluß. Aber nicht an die Elektrische. Sie macht einen grundsoliden Eindruck. Dunkler, wollener Jumper, Lederhut, braune Halbschuhe. In der Hand hält sie eine schwarze Aktenmappe. Anscheinend, denkt der Unbefangene, eine kleine Stenotypistin oder Verkäuferin, die Ueberstunden gemacht hat und nach Hause will. Aber der Erfahrene sieht sofort das unbeschreibbare, undefinierbare „je ne sais quoi", das kein Straßenmädel vertuschen kann, durch das es sich, auch bei der solidesten Aufmachung, von der anständigen Frau unterscheidet. Verschiedene Herren streichen um sie herum. Mustern sie, einer zieht den Hut, spricht sie an. Doch sie, mit der Miene einer beleidigten Königin, würdigt den Frechling keines Wortes, wendet sich kurz um und blickt kühl und erhaben gerade aus, anscheinend ungebubtig die Elektrische erwartend.

Ein Herr naht; beim ersten Blick sieht man: Provinz. Nicht mehr jung, aber in den „besten" Jahren. Gut angezogen, aber Mode von vorgestern. Einsam wandelt er seines Weges. Doch heftig mustert er die Schönen, die an ihm vorüberziehen. Offenbar leidet er schwer unter seiner Einsamkeit und möchte diesem unangenehmen Zustande abhelfen. Er ist Gutsbesitzer aus dem Streblener Kreise, nach Breslau gekommen, um landwirtschaftliche Maschinen zu kaufen. Das heißt: am Tage. Am Abend und den darauffolgenden Stunden kann man schlecht landwirtschaftliche Maschinen kaufen. „Carpe diem!" sagt der Lateiner. „Carpe nochem!" wäre manchmal richtiger. Aber unser Provinzonkel ist kein Lateiner, er ist wie gesagt aus Strehlen und will den Aufenthalt in Breslau benutzen, um sich zu amüsieren. Aber allein macht das Amüsement keinen Spaß. Deshalb sucht er eine Seele, die Verständnis, Zeit und vor allem ein liebevolles Herz hat. „Otto", hat zwar seine tugendsame Gattin vor der Abreise ermahnt, „bleib in Breslau hübsch solide und gib vor allem nicht Geld aus für Dinge, die Du zuhause umsonst haben kannst." Aber Otto denkt mit dem Dichter des „schönen Liedes: „Es muß ja nicht immer Asanell sein — — —"

Der Provinzonkel streicht also wie ein verliebter Kater um die Schöne herum, die noch immer mit rührender Ausdauer auf ihre Bahn wartet, obwohl bereits sämtliche dort verkehrenden Linien achtmal an ihr vorübergefahren sind. Er kann das, was er von jener Maid erhofft, in ebensolcher Qualität und vor allem viel bequemer bei den Huldinnen der Tauentzienstraße haben. Aber der brave Provinzler hat noch ein Fünkchen guten Geschmacks. Er ist noch nicht so verdorbt, wie wir gottlosen Großstädter. Es wiederstrebt ihm, sich „Liebe" zu kaufen, wie man sich eine Dreschmaschine kauft. Und deshalb sucht er etwas „Solides", kein Mädchen der Straße.

Und da wirft ihm auch schon die Maid einen Blick zu, einen Blick, den selbst ein eben nach der Großstadt verschlagener Eingeborener aus Bajokubenland nicht mißverstehen kann. Nun pürscht er sich heran und stammelt den üblichen Schmus. Was man in solchen Fällen eben meckert. Vom Wetter und daß es nichts angenehmes für eine junge Dame sei, abends so allein auf die Elektrische lauern zu müssen, und daß es viel traulicher wäre, jetzt in einem gastlichen Lokal zu sitzen. Und die Schöne lispelt, daß sie ihm darin vollkommen Recht äße, und daß sie darum die Absicht habe, sich nach Hause in ihr keusches Mädchenzimmer zu verfügen. Aber das letzte sagt sie in einem Tone, daß man merkt, es bedarf keiner eindringlichen Redekünste, um sie von diesem löblichen Vorsatze abzubringen. Da nimmt der Biedere allen Mut zusammen und lädt die Holde zu — — einer Tasse Kaffee ein. Aber da wird die Maid merkwürdig kühl, erklärt, daß sie doch lieber nach Hause wolle, denn in einem Café könne sie von Bekannten gesehen werden, wodurch ihr guter Ruf Schaden litte. Und außerdem habe sie noch kein Abendbrot gegessen. Da gibt sich der Fremde einen Ruck, umsonst ist heutzutage nicht einmal der Tod, geschweige denn die Liebe, und macht den Vorschlag, man könne ja schließlich auch essen gehen. Sofort wird die Maid wieder zutraulicher. Sonst, so flüstert sie schämig, würde sie nie von einem fremden Herrn eine solche Einladung annehmen, aber zufällig sei ihre gestrenge Mama verreist und deshalb und ausnahmsweise, weil sie grade viel Zeit habe, (hier wirft sie ihm einen glutvollen Blick zu) wolle sie seinen liebenswürdigen Vorschlag akzeptieren.

Eine Viertelstunde später sitzt das Paar in der Bar einer kleinen intimen Weindiele. Die Schöne hat zur Wahl dieses Lokals geraten. Und hier erlebt der brave Strehlener sein blaues Wunder. Daß seine Begleiterin Abendbrot essen muß, ist natürlich. Aber was da im Verlaufe einer knappen Stunde in ihrem kleinen Munde verschwindet, würde genügen, eine sechsköpfige ausgehungerte Proletarierfamilie auf drei Tage zu sättigen. Dazwischen trinkt sie natürlich auch. Rheinwein, Ungarwein, diverse Schnäpse. Und die Stimmung wird immer animierter. Man hat längst Brüderschaft getrunken. Das Herz des Kavaliers ist seliger Hoffnungen voll. Langsam kommt die Polizeistunde heran. Der Ober präsentiert die Rechnung. Eine Summe steht auf dem Papier, für die man im Strehlener Kreise nicht nur ein Kalb, sondern auch die dazugehörige Mutterkuh erwerben kann. Aber der Fremde denkt an den süßen Lohn, der ihm für seine Freigebigkeit winkt, und bleicht ohne Murren.

Man steht auf der Straße. Der Herr gibt seiner Hoffnung Ausdruck, daß jetzt ein Stündchen Alleinsein der selbstverständliche Abschluß des Abends wäre. Die tugendsame Maid ist einfach starr über eine solche Zumutung. Nein! Das sagt sie mit dem Aplomb der zürnenden Kleopatra. Und wenn sie geahnt hätte, daß ein solches Verlangen an sie gerichtet werden würde, dann wäre sie überhaupt nicht mitgekommen. Pfui, die Männer seien doch zu schlecht. Hier bricht die in ihrer Mädchenehre Gekränkte in leises Schluchzen aus. In diesem Augenblick rollt eine Elektrische vorüber. Diesmal ist es die richtige Linie. Ehe der Kavalier die Situation noch richtig erfaßt hat, steht seine Begleiterin schon auf der Plattform und winkt ihm von dort unter Tränen lächelnd noch einmal neckisch zu. Der Provinzler ist schwer genepptt von der solide auftretenden Schönen, die schlimmer und gefährlicher ist, als jedes Straßenmädel.

Es gibt hier in Breslau hunderte solcher Mädchen, welche von dieser Art Nepp leben. Buchstäblich leben!! Da ist die schöne Else; sie war früher Expedientin in einem Mützengeschäft an der Taschenstraße. Jetzt ernährt sie sich durch folgenden Trick: In solider Aufmachung besucht sie ein gut bürgerliches Bierlokal der inneren Stadt. Bevorzugt Tische, an denen ein einsamer älterer Herr sitzt. Bescheiden frägt sie, ob noch ein Stuhl frei ist. Sie besetzt fast immer das Billigste, Gehirn mit Ei, auch einen sauren Hering. Der einsame ältere Herr ist gerührt über so viel Bescheidenheit. Er glaubt eine kleine Verkäuferin vor sich zu haben, die recht und schlecht von ihrem kargen Gehalt sich durchs Leben schlägt. Er spricht sie in väterlichem Tone an, ob sie denn von solch einer kargen Mahlzeit gesättigt sei. Und Else erwidert errötend, daß sie auch noch mehr vertragen könne, daß sie sich aber nach der Decke strecken müsse. Da kann der alte Herr nicht anders, er bittet sie, auf seine Kosten sich noch etwas zu bestellen. Diese Bitte schlägt Elschen nicht ab. Erst ziert sie sich wohl ein bißchen, dann aber winkt sie dem Kellner: Herr Ober, einmal Schildkrötensuppe, dann bitte Lachs mit Remouladentunke, Mastente mit Spargel und feinen Kräutern und hinter Prinz Pückler-Eis. — —

Wie gesagt: Elschen lebt von diesem Trick. Sie plaudert, nachdem sie sich also den Magen ausmöbliert hat, noch geraume Zeit mit ihrem neugewonnenen Freund. Aber punkt 12 Uhr fährt sie mit der letzten Bahn nach Hause. Endstation Linie 6, dort wo die Tischepine aufhört und der Cosfeler Bahnhofs beginnt. Denn sie ist ein braves, anständiges Mädchen. Parole: Es lebe der solide Nepp!

M. L.

Vor dem Rückzug

I.

Die „Breslauer Nachtpost" war die erste Zeitung Schlesiens, die den Ruhreinmarsch der Franzosen mit absoluter Gewißheit vorausgesagt hat, zu einer Zeit, als die deutsche Regierung sich noch den Anschein gab, als glaube sie an eine Beilegung des Konflikts, ohne daß der Einmarsch erfolgte. Der Reichspolitiker, unbekümmert um das Weimungestreit der Parteien, den Tatsachen, wie sie wirklich sind, ins Auge schauend, wußte nur zu gut, daß es für Raymond Poincaré keinen anderen Ausweg mehr gab, als den Worten, die er so oft gegenüber dem Ministerpräsidenten Aristide Briand gepredigt hatte, die Tat folgen zu lassen. Lange genug hat der Lothringer gezögert; ihm wurde immer seltsamer zumute, je mehr er sich die Sache überlegte, und er mag gar oft im stillen Kämmerlein seine Brandreden verwünscht haben, die ihn als Ministerpräsidenten und ein Programm festgelegt hatten, das wohl zur leidenschaftlichen Agitation in der Kammer geeignet, praktisch aber unausführbar war. So oft er einzulenken versuchte, immer peitschten die Zurufe und Daubet die chauvinistisch verhetzte „öffentliche Meinung" mit den eigenen Losungen des Ministerpräsidenten zu immer neuen und leidenschaftlichen Forderungen nach der Aktion auf. Und das „Comité des Forges", die Organisation der französischen Hüttenbesitzer, aus deren schwarzen Fonds die Mehrzahl der französischen Boulevardblätter gespeist wird, erhob immer von neuem den Schrei nach der Ruhrkohle, wie einstens die deutschen Kohlenbarone und Stahlmagnaten nach dem Erzbecken von Briey geschrien hatten.

So ging Poincaré den Weg. Müßig ist es, über diesen Mann viele Worte zu machen. Wie es sind viele andere auch bei uns. Man denke an den Besserwisser, dessen Worte im Reichstage zu jener Zeit, als er als Bizekanzler an der Futterkrippe saß, während Hunderttausende draußen starben oder verstümmelt wurden, geradezu die Unterlage für den Versailler Friedensvertrag abgegeben haben.

II.

Aber wie ich seinerzeit den Einmarsch voraussagte, so prophezeie ich auch den Zusammenbruch dieser Aktion mit absoluter Gewißheit. Nicht um patriotische Stimmung zu machen. Nichts liegt mir ferner als das. Der Patriotismus ist eine so billige Ware, daß er nicht mehr hoch im Kurse steht, insbesondere seit ihn Figuren von der Art der Hitler, Brüppelkamp und Ludendorff in Erbpacht genommen haben. Nur die Verhältnisse am Niederrhein und an der Ruhr kennt, wer den abgrundtiefen Haß der eisernen Bergleute und Metallarbeiter gegen alles, was Militarismus heißt, richtig in Rechnung stellte, und wer dabei nicht vergaß zu berücksichtigen, daß Generale die schlechtesten Psychologen sind, der konnte die Entwickelung der Dinge dort unten richtig entgegensehen. Die Kumpels und Knappen, die 1920 die kappistischen Banditenhorden zersprengten und als „Rote Armee" vor Wesel und an der Lippe gegen die von einem Noske aufgebotenen Banden der Aulock, Lörsenfeld und Epp fochten, waren Manns genug, mit Ruhe und unbeugsamer Energie alle Maßnahmen des französischen Militarismus lahmzulegen, vorausgesetzt, daß die deutsche Regierung klug genug war, die psychologische Seite dieses Kampfes richtig zu verstehen und auszunerten. Wehe ihr, wenn sie den Widerstand auf der rosten Erde etwa als Patriotismus vom Schlage der deutschvölkischen Hanswurste kompromittiert hätte. Die Ruhrarbeiter sind keine Patrioten in diesem üblen Sinne, ihr Kampf ist höheren Zielen geweiht. Für sie ist Stinnes und Krupp nicht viel mehr wert als Poincaré und das Comité des forges, und nichts hat im Ruhrgebiet so viel böses Blut gemacht als der Versuch der Thyssen und anderer, eine Art Märtyrerrolle fürs geliebte Vaterland zu spielen. Die Ruhrleute kämpfen allein, sie kämpfen für die Arbeiterschaft Deutschlands, für die ganzen Welt, und ihr Kampf gilt nicht nur den Foch und Degoutte, den Poincaré und Tardieu, er gilt auch den Ludendorff und Hitler, den Wulle, Kunze und wie diese duftenden „Blüten" neudeutscher Politikertreiben alle heißen mögen.

Die Regierung hat diese ganz eigenartige Situation ganz ausgezeichnet verstanden. Und sie hat alles unterlassen, was das Mißtrauen der Ruhrkämpfer hervorrufen konnte. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben: Gelähmt durch Sabotage, passiven Widerstand und offensichtlichen Ungehorsam, umgeben von einer schweigenden, aber desto drohender wirkenden Mauer, verspottet und verhöhnt von den Straßenjungen, sabotiert durch die Behörden, verlor die französische Soldateska die Nerven, ließen die Generale die arbeiterfreundliche Maske fallen. Die Schüsse von Essen: das ist das letzte Schwinden der Hoffnung Frankreichs auf eine gütliche Gewinnung der Sympathien der Ruhrbevölkerung. Diese Schüsse töteten Arbeiter, Genossen jener gewaltigen, neuen Klasse unseres Zeitalters, die überall in alle Welt die Macht ringt. Sie vernichteten die Sympathien für Frankreich im Proletariat der ganzen Welt. Aber nicht nur das. Die andere Internationale, die goldene, die des Kapitals, gewöhnt, nur nach finanziellen Ergebnissen und Vorteilen zu rechnen, sah ein, daß nach all den Ergebnissen, daß einem Erbteil Frankreichs in absehbarer Zeit nicht mehr zu rechnen ist. Patriotismus ist niemals die starke Seite des Kapitals gewesen, so sehr man sich auch patriotisch gebärdet. Und so ist es keineswegs verwunderlich, daß das französische Kapital, allen voran der französische Stinnes, Herr Loucheur, drauf und dran ist, Poincaré, der ihnen so schlecht den Karren hat, im entscheidenden Augenblick im Stich zu lassen, ihn der guten Sache, will heißen: dem Geldsack, auszupfeifen. Poincaré geschieht damit ganz recht.

Da die rote und die goldene Internationale sich von Poincaré und seinem Ruhrabenteuer-Streich abwenden, will natürlich auch die schwarze Internationale mit dabei sein. Seit einigen Tagen weilt Monsignore Testa, der Delegat des Stellvertreters des lieben Gottes auf Erden, im Ruhrgebiet und sieht sich das Theater an. Da die Franzosen ebenso wie die Rheinländer und Westfalen Katholiken sind, so muß der göttliche Abgesandte sehr vorsichtig sein, und mehr wie einmal mag er mit frommem Augenaufschlag mit Wilhelm Busch ausgerufen haben: „Ach, man will auch hier schon wieder nicht so wie die Geistlichkeit."

In jedem Falle sind starke Kräfte am Werke, das Ruhrabenteuer so schnell wie möglich zu beenden. Und es wird dabei die höchste staatsmännische Klugheit der deutschen Regierung notwendig sein, um einerseits den deutschen Standpunkt unbeirrt zu vertreten und andererseits den Franzosen einen Rückzug zu ermöglichen, der das Prestige Frankreichs nicht allzu empfindlich trifft. Man soll dem abziehenden Feinde goldene Brücken bauen. Dieses Sprichwort ist gerade jetzt am Platze. Hoffentlich erweist sich Herr von Rosenberg diesmal etwas geschickter als bei der Tschechenausweisung, die uns nur geschadet und keinerlei Nutzen eingebracht hat. Wie jammerschade, daß wir jetzt nicht Rathenau haben; diesen Mann, der mit überlegenem Wissen einen vollendeten Takt verband, und der gerade jetzt der geeignete Unterhändler gewesen wäre.

III.

Ist nunmehr die Beendigung des Ruhrabenteuers in eine gewisse Nähe gerückt, vorausgesetzt, daß bei den in Frage kommenden Stellen einigermaßen Geschicklichkeit obwaltet, so ist auf der anderen Seite die Gefahr riesengroß, daß unverantwortliche Kreise von der äußersten Rechten versuchen werden, beim Abzug der Franzosen an der Ruhr Verwirrung zu stiften, zu Hanswürsteien gegen das fremde Militär zu unternehmen. Man erinnert sich wohl noch des unglaublichen Treibens der deutschvölkischen sogenannten „Selbstschutzverbände" in Oberschlesien, deren Mannschaften sich zu einem sehr hohen Prozentsatz aus gemeingefährlichen Subjekten, verwahrlosten halbwüchsigen Burschen und heimtückischen Meuchelmördern zusammensetzten und deren Stärke zusammen setzten. Diese Banditen verübten damals nach dem Abzug der Alliierten aus Oberschlesien allerhand Greueltaten, Morde und Räubereien, und ihre gewaltsamen Schändungen von Mädchen und Frauen, die angeblich mit den Franzosen Verkehr gehabt hatten, sind noch im frischen Gedächtnis. Zwischen diesen zum Teil noch immer bestehenden und als sogenannte Nationalsozialisten sich gebärdenden Organisationen und ihren Gesinnungsfreunden im Ruhrgebiet bestehen nachweislich enge Verbindungen. Und gerade Breslau ist ein Brennpunkt für diese Verbindung. Ich werde demnächst überraschende Enthüllungen über dieses Treiben veröffentlichen und möchte vorläufig nur bemerken, daß diese Verbindungen bis in sehr hohe, sogar durchlauchtige Kreise reichen. Gerade in letzter Zeit war der Kurierverkehr der schlesischen Soldatenspieler mit dem Ruhrgebiet sehr stark, und wenn wir auch diese Burschen für viel zu erbärmlich und zu feige halten, als daß sie tatsächlich mit der Waffe in der Hand eingreifen, so bleibt es doch eine gewaltige Gefahr für die Ruhe und die Sicherheit des Reiches. Es wird notwendig sein, daß bei der wahrscheinlich zeitenweisen Räumung des Ruhrgebiets durch die Franzosen, wenn es zu einer solchen kommt, ganz besonders starke Schutzverbindungen nach den betreffenden Gebiete bestehen. Und auch die Gemeinschaften sollten gut tun, dafür zu sorgen, daß die Ruhrarbeiter genügend gewarnt und bei der Hand sind, die großen Mäuler der Vaterlandsbefreier, wenn es sein muß mit „schlagenden" Argumenten, davon zu überzeugen, daß man ihrer Hilfe nicht bedürfe, wenn sie versuchen sollten, die Ordnung zu stören und Verwirrung zu stiften.

IV.

Aber diese Gefahr ist nicht die einzige, die eine Liquidation des Ruhrabenteuers mit sich bringt. Die Art und Weise,

---

Sechs Monate in der „Grauen Gruppe"

Selbsterlebnisse im Untersuchungsgefängnis Graupenstraße

Von Moriturus.

Ein Ausbrecher

Es ist den Untersuchungsgefangenen gestattet, eigene Kleidung zu tragen, „sofern die Sachen ordentlich, ausreichend und schicklich sind."

Von dieser Erlaubnis machte mein Zellennachbar Max M. ausgiebigen Gebrauch. Auch der strengste Beurteiler konnte nicht behaupten, daß seine Kleidung den Forderungen der Hausordnung nicht genügte. Als ich M. zum erstenmal, während der Freistunde auf dem Gefängnishof sah, glaubte ich einen Grafen vor mir zu haben. Oder mindestens den Oberkellner eines eleganten Weinlokals. Blauer Sakko-Anzug, scharf auf Taille gearbeitet, schwarze Lack-Halbschuhe, blaseidene Strümpfe mit Zwickeln, hoher Schaumlegekragen von schneeiger Weiße. Wie er bei den Kunstflügen brachte, stets in tadellosser Wäsche zu erscheinen, war und blieb mir ein Rätsel. Auch war er stets glatt rasiert, denn er besaß eigenes Rasierzeug. Am linken Handgelenk saß eine goldene, viereckige Armbanduhr. Er hatte extra ein Gesuch an die Staatsanwaltschaft gerichtet, um im Besitz der ihr bleiben zu dürfen. Jeden Morgen, wenn der Gefängnishof betrat, war es sein erstes, zum Turm des Gerichtsgebäudes emporzublicken und die bort angebrachte Uhr mit seinem Chronometer zu vergleichen. Die kokette Handbewegung dabei, wie er den Arm hob, die gleichfalls stets blütenweiße Manschette zurückschob, war unnachahmlich. Mag M. was, was die Kleidung betraf, der vornehmste Bewohner der „Graupe", ein Gent von kaum zu überbietender Eleganz oder, wie er von den übrigen Gefangenen drastisch genannt wurde, ein „feines Aas." Selbst die Wachmeister hatten gewissermaßen Respekt vor ihm und sprachen zu ihm in besonders höflichem Tone. Da M. wie jeder Zellenmörder, nur ungern ging, stets, daß er auch während der Freistunde vor beaw. hinter mir ging. Ich hielt ihn anfangs für einen ehemaligen Offizier, Freikorpsführer oder ähnliches, der wegen politischer Vergehen in Untersuchung saß. Doch gleich am ersten Tage, als er beim morgendlichen Spaziergang hinter mir herschritt, sprach er mich offenbarte seine Straftat. Oder genauer gesagt: von seinen Straftaten. Denn wenn das, was mir M. im Verlauf einer knappen halben Stunde im Flüstertone erzählte, zur Kenntnis der Staatsanwaltschaft gelangt wäre, so hätte das genügt, meinen neuen Bekannten auf schlecht gerechnet 10 Jahrchen hinter Zuchthausmauern zu bannen.

Max M. war Gentlemen-Einbrecher, Hoteldieb, Fassadenkletterer, kein Hauptarbeitsfeld war das Eisenbahnabteil 1. und 2. Klasse, wo er es auf das wertvolle Gepäck seiner Mitreisenden abgesehen hatte. Daneben machte er auch zeitweilig in Heiratsschwindel und unterhielt in verschiedenen Großstädten, wo er sich gerade aufhielt, einen „Kennstall".

Als er mich unten im Gefängnishof zum erstenmal ansprach, benutzte er gleich das kolleguale Du.

„Denk' Dir mein Pech", flüsterte er, „ich bin erst vor acht Tagen nach Breslau gekommen mit schwerer „Marie". Wollte mich hier ein bißchen erholen, denn Breslau ist die einzige Großstadt, wo ich noch keine „Lampen" habe. Ich werde von 12 verschiedenen Staatsanwaltschaften gesucht; zum Glück kennt mich jede nur unter anderem Namen. Also am vorletzten Sonntag komme ich hier an, mache gleich am ersten Tage eine reizende Bekanntschaft. Am Abend sitze ich mit der Kleinen in einem Weinlokal, habe da wohl ganz gegen mein Prinzip etwas über den Durst getrunken und bekomme plötzlich einen Anfall von Herzkrämpfen. Hab' ich mir im Felde zugezogen, sich' einen kleinen Kollaps, wie der Arzt meint. Na, schön, man bringt mich nach der nächsten Unfallstation, und da man dort nicht weiß, wie ich heiße, öffnet man meine Brieftasche und sucht nach Papieren. Und man findet allerhand Dinge, die für keinen Menschen bestimmt waren. Zum Unglück muß ich auch noch eine meterlange Perlenkette und allerhand anderen Schmuck bei mir tragen, den ich ein paar Tage vorher in Köln einer englischen Offiziersgattin geklaut hatte. Das Ende vom Liede" M. zuckte resigniert die Achseln. „Du siehst ja, nun soll ich in den nächsten Tagen nach Berlin überführt werden. Und da müßen er ich schon mit Dietrich Bammel. Denn bei ebortige „Schmiere" hat heftige Sehnsucht nach mir, und das größte Schlamassel ist der Erkennungsdienst im „Alex". (Berliner Polizeipräsidium, Alexanderplatz.) Aber bevor sie mich nach Berlin bringen, kann noch allerhand dazwischen kommen. Bei diesen Worten wandte sich M. um und sah mich mit einem infiffsanten Lächeln an.

„Wieso," fragte ich interessiert, „hast du die Absicht zu türmen?" Wie willst du denn das anstellen?"

„Geschäftsgeheimnis!" flüsterte M. Die Beendigung der Freistunde unterbrach unser Gespräch. Wir gingen wieder in unsere Zellen und bevor M. die seine betrat, nickte er mir noch einmal mit verschlagener Miene zu.

Am anderen Tage sahen wir uns wieder. Es regnete, M. stelzte mit vorsichtigen Schritten im Gefängnishofe herum, ängstlich bemüht, mit seinen Lackschuhen und Seidenstrümpfen die Pfützen zu vermeiden. Sein Gebaren erregte natürlich Gelächter bei den anwesenden Gefangenen, ein paar gerade nicht feine Witzworte flogen ihm zu.

„Sag mal," meinte ich, „findest du nicht auch, daß deine feine Kluft hierher reichlich garnicht paßt?"

M. hob die Schultern. „Weiß ich natürlich. Ich trag' meine elegante Schale auch nicht aus Eitelkeit. Ich weiß, was ich will."

Seine Worte erinnerten mich an unser gestriges Gespräch. Es war mir klar, daß M. die Absicht hatte, auszubrechen. Natürlich mußte er dazu Zivilsachen anhaben, in Gefängniskleidung würde er nicht weit kommen. „Also, du willst tatsächlich türmen?" fragte ich flüsternd. „Hast du denn Werkzeug?"

In diesem Augenblick kommandierte der die Aufsicht führende Wachmeister kehrt. Und während wir uns umwandten, sah ich für Sekundenlänge die Augen M.'s geradezu diabolisch aufleuchten.

„Ausbrechen," murmelte er, „ausbrechen, ist nicht der richtige Ausdruck. Selbstverständlich habe ich nicht Lust, ein paar meiner besten Lebensjahre hinter Zuchthausmauern zu verbringen und bin bemüht, mich dem zu entziehen. Natürlich habe ich Werkzeuge. Hier" — er schlug sich vor die Stirn — „ein blitzschnelles Gehirn, vielleicht etwas mehr, als sonst der Durchschnittsmensch zu besitzen pflegt und hier," er spreizte die wohlgepflegten weißen Finger, „ein paar Dinge, die sind meine ganzen Hilfsmittel. Damit habe ich schon die schwierigsten Dinge gedreht, ganz ohne allen Apparat. Ich will nicht nur raus aus diesem gottverfluchten Bau, ich will ganz raus aus Deutschland. Ich hab' ein nettes Sümmchen im Trockenen, bei verschiedenen Banken unter falschen Namen deponiert. In Süd-Amerika sehen Verwandte von mir, dort will ich hin. Farmer werden oder Cowboy oder ähnliches. Jedenfalls mit der Schmiere will ich nichts zu tun haben. Ich lerne den ganzen Tag spanisch, die drüben dürfen nich nicht für dumm kaufen. Wenn die Sache klappt, die ich vorhabe, bin ich in vier Wochen auf hoher See."

Einen ganzen Monat lang war M. mein Zellen-Nachbar und ebenfalsoange fand mein Vordermann unten im Gefängnishofe. Es war ein hochgebildeter Mensch, hatte anscheinend eine vorzügliche Kinderstube genossen und sprach mit mir über alles mögliche. Besonders über die Dinger, die er „gedreht" hatte redete er mit Vorliebe, und es lag etwas wie Stolz in seiner Stimme, wie sie etwa ein Künstler über ein erfolgreiches Werk empfindet, wenn er von einem ausnehmend gelungenen Gemälde erzählt.

Bei den Aufsehern war M. wenig beliebt, trotzdem sie ihn stets höflich und korrekt behandelten. Er hatte eine Art, mit bescheidener, fast demütiger Miene die allerfrechsten Fragen und Zumutungen an sie zu stellen, dabei aber den Harmlosen zu spielen, der nur aus Unkenntnis sich ungebührlich verhielt. Wie ich schon in einem Zone zurechtgewiesen, so entschuldigte er sich in übertrieben höflicher Weise. Die Aufseher merkten natürlich, daß sie veralkt wurden, konnten ihm aber nichts anhaben. Er war ihnen geistig bei weitem überlegen und hütete sich, ihnen direkten Anlaß zu Meldungen zu geben.

So zog er eines Tages während der Freistunde eine Zigarette aus der Tasche und fing an, in aller Gemütsruhe mitten auf dem Gefängnishofe zu paffen. Die anderen Gefangenen standen staunend ob dieser unerhörten Frechheit, der Aufseher stürzte herbei mit zorngerötetem Gesicht und wollte M. von der Stelle weg zur Arrestzelle bringen.

Dieser ward sofort den Glimmstengel weg und flötete mit geradezu kindlichen Tönen: „Ach, verzeihen Sie, Herr Gefängnisinspektor, ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß das Rauchen hier auf dem Gefängnishof verboten ist. Ich habe gestern von meiner Braut eine Schachtel Zigaretten bekommen, und da man mir bei der Gelegenheitsdingi hat, so dachte ich, daß ich sie auch rauchen dürfte."

„Ja, aber doch nicht hier auf dem Hofe," meinte der Aufseher, entwaffnet durch die höfliche Unbefangenheit.

„Warum denn nicht," meinte M. mit rührender Gelassenheit. „Hier sind doch keine feuergefährlichen Gegenstände in der Nähe. Und wenn man das Rauchen hier verbietet, müßte man schon ein Schild anbringen, das darauf hinweist. Denn wie soll man es sonst wissen? Also entschuldigen Sie gütigst, Herr Inspektor, es soll nicht wieder vorkommen." Mit diesen Worten tritt er wieder in den Kreis der Uebrigen und setzt seinen Spaziergang, als ob nichts vorgefallen wäre, fort. Die anderen Gefangenen grinsen natürlich und sind entzückt von diesem Streiche ihres Kollegen.

Ein andermal betritt M. den Gefängnishof und blickt staunend zum Turme des Gerichtsgebäudes empor. Dort war eine Fahne in den preußischen Farben auf halbmast geflaggt. Es war kurz nach der Ermordung Rathenaus, und alle öffentlichen Gebäude zeigten diese Trauerkundgebung. M. der jeden Morgen um 8 Uhr Appell und daher über die Ursache dieses Trauerzeichens genau unterrichtet war, wendete sich trotzdem an den jungen Hilfswachmeister, der an diesem Tage gerade die Aufsicht hatte: „Verzeihen Sie gütigst, Herr Gefängnisdirektor, können Sie mir vielleicht Auskunft geben, warum jene Fahne auf dem stolzen Turm des Gebäudes dort auf Halbmast weht?"

Der junge Wachmeister, der auf derartige Fragen eigentlich keine Antwort geben darf, erwidert, unsicher gemacht durch das höfliche Wesen M.'s, daß ein Minister ermordet worden und beschloß Landestrauer angeordnet sei. Auf diese Antwort stülpt M. den Hut, wendet sich auf das wohlhöflichste Haupt. „Ach so," sagt er, wie erleichtert, „dann bin ich beruhigt. Ich war auf Schlimmeres gefaßt; ich dachte schon, der Herr Oberstaatsanwalt wäre gestorben..." —

Die in der Hähe befindlichen Gefangenen, die diese Worte hörten, mieteten hellauf, und der junge Hilfswachmeister, der im Augenblick nicht wußte, was er sich verbeten sollte, tat das Beste, was er in diesem Falle tun konnte: er schwieg.

Unter Kavalieren

Daß es unter Apachen und Kaschemmenbrüdern nicht immer vornehm zugeht, wenn sie Karten spielen, ist nicht weiter verwunderlich. Auch daß in diesen Kreisen das Falschspiel blüht, weiß man. Doch auch in den vornehmsten Kreisen und Gesellschaftsklassen kommen Dinge vor, die an die Kaschemme erinnern.

Am Donnerstag voriger Woche waren in einer Privatwohnung in der H — — straße etwa zehn Personen beim Spiel versammelt. In dieser, einem ehemaligen Beamten gehörenden Wohnung fanden wöchentlich mehrmals Klubabende statt, an denen Boc, Lotterie und Siebzehn und vier gespielt wurde. Die Teilnehmer waren hauptsächlich Besitzer aus der Provinz, darunter ein Herr mit sehr feudalem Namen, dann auch zwei Breslauer Kaufleute, Inhaber alter und bekannter Geschäfte, die oft sogar mit ihren Ehefrauen hinkamen. Denn die Abende waren keine eigentlichen Spielklubabende, sondern kleine gemütliche Zusammenkünfte, bei denen man sich meist mit Hasard die Zeit vertrieb.

Am Donnerstag voriger Woche nun hatte ein Herr aus O. etwa dreihundert Mille verloren. Dazu gehört nicht viel, der Verlust war für den Herrn auch nicht weiter erschütternd. Doch plötzlich, mitten im Spiel, steht dieser Herr auf, schlägt mit der Faust dem Bankhalter ins Gesicht und brüllt: „Pump Sie, Sie Falschspieler, Geld zurück!“ Nun ein unbeschreibliches Tohuwabohu, alles stürzt sich auf den wie rasend auf den Bankhalter einschlagenden Mann, die Damen kreischen, Stühle fliegen um, Nasen bluten, bis es gelingt, die beiden zu trennen. Der Herr aus O. bestand auf seiner Behauptung, daß der Bankhalter Karten aus dem Ärmel habe verschwinden lassen. Der schuldigte, einstiger Offizier und jetzt Angestellter einer Genossenschaft, leugnet nicht, sondern nimmt kreidebleich das Geld, das er bei sich hat, aus der Tasche, legt es auf den Tisch und wankt hinaus. Das Geld wird unter die Verlierer aufgeteilt. Der Herr aus O., noch immer vor Aufregung zitternd, will noch dem Falschspieler nachlaufen und ihn der Polizei übergeben, doch die anderen Anwesenden halten ihn davon zurück.

Und am nächsten Tage erhalten alle die, die an den Spielabenden in der H — — straße je teilgenommen hatten, sein säuberlich mit Schreibmaschine geschriebenen und von dem tags zuvor entlarvten Falschspieler unterschriebene Briefchen etwa folgenden Inhalts:

„Für den Fall, daß Sie auf den gestrigen Vorfall hin die Absicht haben sollten, gegen mich irgend etwas zu unternehmen, was mir oder meinem Namen schaden könnte, teile ich Ihnen mit, daß ich nicht der einzige Betrüger im Hause war, sondern außer mir noch die Herren

Bankangestellter — — —
Bankangestellter — — —
Gutsverwalter — — —

seit langer Zeit falsch spielen, und daß die Gattin des letztgenannten Herrn ihrem Manne Schlepperdienste geleistet hat. Falls Sie mich dem Gericht übergeben wollen, werden auch diese Herren daran glauben müssen, und auch für Sie ist es kein Renommée, in eine derartige Affäre verwickelt zu sein. Ich habe nichts zu riskieren.

Hochachtungsvoll

Rudolf — — —

Ein kleines Idyll aus „gut bürgerlichen Kreisen“ — — —

E. G.

Das Erwachen

Ein Gedicht in Prosa.

Durch das offene Fenster bringt der ahnende Morgen. Noch flötet die Nachtigall ihr dämmeriges Lied. Violett ergießt sich das Licht über den schimmernden Teppich und läßt seine persischen Muster groteske Tänze aufführen. Die Gobelins, eine Apotheose der Schönheit darstellend, liegen noch im tiefen Schatten der entflehenden Nacht. Jasmin duftet.

Und ich sehe in deinen Augen die Ewigkeit; deine Haare aber sind das Weltall. Laß mich in deinen Haaren wühlen, lange, lange ihren Duft atmen, mein Antlitz hineintauchen. Du! Wenn du ahntest, was mir deine Haare erzählen! Meine Seele gleitet in ihrem Dufte, ihr Knistern ist Sphärenmusik. In deinen Haaren reise ich in ferne Länder, in denen ewig blauer Himmel, kristallene Häuser und das grüne Meer ist. Die Luft zittert von tropischen Düften. Blumen in griechischen Vasen stehen rings um mich, und ein Springbrunnen sendet kühlend seinen Silberstrahl empor.

In deinen glühenden Haaren ist Haschisch. Betäube mich, du, meine Tuberose! Die Nacht, in der wir die höchsten Seligkeiten durchrosten während der Mond, der geliebte, der die Lunme selbst ist, unser Gemach mit seinem spirituellen Licht erfüllte — Gift und höchste Freude zugleich — ist vorüber. Laß mich sterben unter deinem Blicke — langsam in Verzückung — und laß mich an deinen Flechten, den schweren, berauschen, damit ich alle Erinnerungen durchkoste, damit ich in Glut und Ungeduld mich verzehre nach deiner Schönheit und nach der nächsten Nacht, voll Schmerz und Zärtlichkeit.

Und die Dämmerung greift weiter um sich; mit langen, grauen Fingern hascht sie nach den bleichen Sternen, Geld steigt die Morgenröte auf. Deutlicher werden die ekstatischen Gestalten der Gobelins. Der mit Acht ausgelegte Schrank scheint dunkel durch das Grau; zauberhaft durchsichtig schimmern die feinen venezianischen Gläser, und eine wunderbare Farbensymphonie spielt die Trinkschale aus dunkelabrigem Onyx im Orange-Licht des jungen Morgens. Wir sehen uns in dem Spiegel, den ein lachender Narzissus über unseren Köpfen hält. — Seltene Orchideen bedecken das Lager, als wären sie den segnenden Händen des Schlafgottes entsprossen.

Dunkel dehnt sich der schwere gothgeschnitzte Baldachin aus Seidendamast über unseren Häuptern, auf geriefelten Elfenbeinstäben, denen wie weiße Schaumkaskaden Büschel von Straußenfedern entsprießen. Das Gemach träumt und spricht eine stumme Sprache wie die Blumen, der Himmel und die verblassenden Sterne.

Ich ergreife die Laute und lasse meine Finger über die Saiten gleiten; schwer senken sich meine Augenlider, und eine seltsame Mattigkeit kommt über mich. Und ich empfinde den ganzen Zauber und das Geheimnis der Schönheit, die dein Körper atmet. Wie ein phosphoreszierendes, giftiges Licht strahlt sie dir aus. Und ich gieße dir Rosenwasser über die weißen Glieder und streue Blumen auf dein Kissen. Die Möbel nehmen längliche, sich dehnende, schmächtige Formen an, dämmerhaft — bläulich — rötlich; und unsere Seelen baden träg im sehnsüchtigen Traum des Einschlafens. Ein unendlich feiner, erlesenster Wohlgeruch schwimmt in der Luft — es gibt keine Minuten mehr — keine Sekunden mehr — die Zeit ist dahin. — Schlaf. — — — —

Wir erwachen. Mittag ist längst vorüber.

Das paradiesische Zimmer ist plötzlich verschwunden.

Entsetzlich! Ich ertrinne mich! Diese alltägliche Höhle ist meine Studentenbude, hier ist alles irdisch, der göttliche Hauch verschwand mit der zauberischen Nacht — der Duft der Welt, der Balbachine, des Elfenbeins und der Edelsteingläser verflüchtigt - dahin. Etwas hergenommene Birkenholzäschchen, eine schmutzige Tapete, eine leichte Wolke kalten Tabakrauchs, die sich in der stagnierten, heißen Luft erhalten hat; auf dem Tische einige Weinflaschen, schmutzige Gläser, Wursthäute und geöffnete Sardinenbüchsen; hingeworfene Kleider und Wäschestücke in wüstem Durcheinander.

Hochsommerliche Glutluftze, von der Ausstrahlung des großstädtischen Asphalts vervielfältigt, strömt durch das Fenster ein, das gestern abend das Lachen unserer Freunde und unsere Küsse in die schwärmerische Nacht erschallen ließ. Es rollen die Räder und rattern die Wagen; Automobile huppen, es gellt die Glocke der Straßenbahn, dumpf rauschend lärmend, hastend, pochend, der eilende Pulsschlag des Mittags. Die ausdruckslose Alltagsstraße der „Welt“.

In dieser engen abscheulichen seelentötenden Umgebung lächelt uns nur ein einziger traumschwangerer Gegenstand: die Cocainphiala aus seinem Seereisporzellan.

Oskar Lang.

Auf Nepptour

In der Gartenstraße am Nachmittag um fünf Uhr. Vom Hauptbahnhof bis zum Café Fischer nichts als Weiber. Alte, junge, hübsche und häßliche. Und inmitten all dieser mehr oder minder reizvollen Vertreterinnen des schönen Geschlechtes steht, liegt oder hockt alle zwanzig Schritte eine menschliche Ruine. Dort steht im feldgrauen Mantel mit zitternden Händen ein Mann, der mit Streichhölzern handelt. Um den Hals trägt er an einem Bindfaden einen Pappkarton, auf dem in ungelenken Schriftzügen das Wort „Kriegsverletzt“ steht. Weiterhin hockt in fast unglaublicher Stellung ein scheinbar noch ganz junger Mann, der eine blaue Brille trägt, und dessen Pappschild das Wort „Blind“ trägt.

Der mitleidige Provinzler steht starr ob soviel menschlichen Elends in der Großstadt, und in die aufgehaltenen Körbe, Hüte und Mützen fliegen Geldscheine in großer Zahl. Und wenn der Mann im feldgrauen Mantel sich einen Moment unbeobachtet glaubt, dann greift er, garnicht mehr so zitternd wie man meinen sollte, rasch in den Hut und stopft die Scheine in die weite Manteltasche. Und sein blinder Kollege wirft hin und wieder einen listigen Blick über die blaue Brille, wenn ein Paar ausgesucht schöngebaute Beine an ihm vorübertrippeln.

Der ganz einfache Grund dieses Phänomens ist der Umstand, daß der Zitternde in Zivil, wenn man so sagen will, durchaus gesund und keineswegs nervenleidend ist. Er ist eben von Beruf Zitterer, genau so, wie jemand anderes Schuhmacher oder Schneider ist, und sein Kollege von der anderen Fakultät ist nur beruflich blind, während er sonst sehr genau, oft zu genau, sieht. Die Mehrzahl dieser Straßenbettler hat in Kriegslazaretten, den Hochschulen für Simulanten, das Markieren irgendwelcher Gebrechen gelernt, und die stete Uebung hat mittlerweile Meister auf diesem Gebiete aus ihnen

gemacht. Nicht bei allen denen, die da herumbetteln und handeln, trifft das zu, aber doch bei der großen Mehrzahl unter ihnen.

Man sollte nun meinen, daß ein Abgrund zwischen diesen Bildern wahren oder erdichteten Elends und den holden Schönen, die da fuchsbepelzt, katzenbesackt und seidenbestrumpft vorüber wandeln, klafft. Und doch ist dem nicht so. Im Gegenteil. Es lebt ein großes Gemeinschaftsgefühl zwischen den Bettlern der Straße, den alten Blumenverkäuferinnen in den Lokalen und den Stricknichen, die tagaus, tagein unermüdlich hin und her laufen. Denn sie bilden alle zusammen die große Gemeinschaft derer, die jenseits der Grenzen der bürgerlichen Gesellschaft stehen. Und die Objekte ihrer Tätigkeit, wenn man die beruflichen Anstrengungen der Schönen von der Gartenstraße und das Markieren eines Gebrechens durch die Bettler so nennen will, sind schließlich die gleichen: Provinzler und „Stuppen“, die auf die Nepptour dieser eigentümlichen Verbündeten hereinfallen. Und darum wird keine Halbweltfrau, die einen Kavalier aufgegabelt hat, an einer dieser fragwürdigen Gestalten vorübergehen, ohne daß sie ihn genötigt hätte, etwas in den Hut zu werfen, und keine Blumen- oder Schokoladenmutter wird ohne Verdienst von einem Tisch weggehen, an dem eine Kokotte mit ihrem Galan sitzt. Denn, und hier berühren sich wiederum die beiden so verschieden scheinenden Menschenkinder, sie haben schließlich das gleiche Schicksal. Keine zwanzig Jahre werden vergehen, und die „Klassefrau“ von heute wird mit Blumen und Schokoladen handeln oder irgendwo sich schwer durchs Leben schlagen. Und aus dieser Interessen- und Schicksalsgemeinschaft resultiert auch das feste Zusammenhalten der Aermsten der Armen und der Mädchen der Straße, das man am besten beobachten kann, wenn die Sittenstreife kommt und die blinden und lahmen und zitternden Bettler den flüchtenden Halbweltdamen zu einem „strategischen Rückzug“ verhelfen.

Es ist eine düstere Welt, in der diese Menschen leben. Und dieses Leben wäre nicht zu ertragen, wenn nicht die Sonne der Solidarität auch in dieser Welt leuchtete. Sie halten fest und treu zusammen — — —

Bohême

Warteaal Bahnhof Zoo, nachts 4 Uhr: Qualmig gefüllt war der Raum, in dem die Strafenbinnen des Westens ihre „Wartsälle" trafen. Die wenigen Stühlchen, die zu den Tagesstunden die einzigen hellen Flecke bildeten in diesem trostlosen Gemäuer, fehlten jetzt; wurden auch garnicht vermißt von einem Gästepublikum, das nur den Augenblick kannte und nur diesen sich zu füllen suchte mit irgendeinem Inhalt, um ein Surrogat von Befriedigung zu empfinden.

Die einen lasen, andere tranken, andere spielten, noch Kokain, das sie in kleinen weißen Briefchen an einem der Tische erhandeln konnten, sich die spärlichen Stunden nach der widerlichen „Arbeit" zu versüßen.

Die wenigen anwesenden Reisenden, meist brave Bürgersleute, begriffen kaum, daß hier so eine Art Vorstufe zur Schrecknskammer in den unsichtbar für immer geschlossenen Passage-Panoptikum zu finden war, daß hinter all dieser mest mit einem prononcierten öffischen Stolz zur Schau getragenen Gleichgültigkeit, Wurschtigkeit, Roheit, oftmals Vergangenheiten voll grauenhaften menschischen Elends sich verstecksten, daß ohne diese Maskierung die wildeste Anklage gewesen wäre gegen Gott und seine so überlinos gemachte Menschheit.

Und dann saßen, außer diesen paar Reisenden, in dunkleren Ecken und Winkeln noch jene da, die es nicht bis zu einem immerhin noch beneidenswerten Zustand des Abgebrühtseins halten bringen können, trotz aller Not und aller Qualen, die in aller materiellen Armseligkeit zu rein geblieben waren, um sich in so offener Schamlosigkeit zu verdecken vor jenen anderen. Das waren die Obdachlosen aus der Schicht der geistig Arbeitenden, die Betriebenen des „Alten Café des Westens", Nachwuchs einer Bohême, die nie so elend hungernd lebte wie heute — Obdachlose in mehr als einem Sinne, die noch nicht bis zu den Ratten hatten hinabsinken können in die Gottlichkeit des Geistes und der Kunst, damit einige geschäftstüchtige Verleger und Kunsthändler Perseftepäche an die Salonwände hängen konnten, während sie hungerten und krampfhaft jetzt diese Warteaal-Nacht durchwachten, weil jeder schlafend Angetroffene unnachsichtlich von den die Ruhe machenden Sicherheitspolizei in ihre Fesseln geschlagen wurde.

Einer saß auch da, die dritte Nacht heute schon. Am Monatsersten hatte er abends sein möbliertes Zimmer ohne Bett und die wichtigsten Möbel vorgefunden. Seit er sich kürzlich die verschlossene Zimmertür einfach mit einem für diesen Zweck auf Grund längerer Erfahrungen besorgten Nachschlüssel geöffnet hatte, war die Wirtin mit ihren gesetzlichen Zwangsmittel verfallen, um die ihrer Ansicht nach aus bösem Willen nicht entrichtete Miete, die schon für längere Wochen ausstand, endlich zu erhalten. Daß man zwar gute Verse machen und ganze Paviersüße vollschreiben könne, aber dafür nicht einen roten Heller zu erhalten brauche, war ihr so unverständlich, wie Deutschland ohne „feinen Kaiser", weshalb dann hatte sie noch ein Dutzend der so beliebten „Ueberhaupt-Gründe" wie: „dieses Nachts-Munterspitzen" und „die Gardinen würden ganz braun vor Rauch" und so noch die verschiedensten Ablehnungs-Argumente, die eine Berliner Zimmervirtin selbst dem solidesten und unfreiwilligsten Bohemien gegenüber anzuführen pflegt. — Es war so ein Zwangsmittel, das Warteaal ihm schon die dritte Nacht beherbergte. Irgendwelche Ekel-Empfindungen, wie sonst in diesem Raume, kamen in ihm nicht mehr auf gegen die völlige Erschöpfung, die ihm immer wieder die Lider sinkte über den schwarz umränderten Augen. Erstiert brütete er gegen die Wattigkeit, welche sich erlahmte seine Widerstandskraft doch, wie er schlief ein. Der mittleidige Kellner versuchte mehrmals, ihn zu wecken. Immer wieder jedoch sank der Kopf des Uebermüdeten auf die über der Tischplatte zusammengefalteten Hände herab, und so fanden ihn dann die Grünen bei ihrem Nächtschang noch „unsicheren Gementen" und „dunkleren Ehrenstengen", die ihnen anscheinend durch Einschlafen im Warteaal hinreichend als solche erwiesen dünkten. Gegen die brutale Art der Aufforderung, mitzukommen zur Wache, erhob er nicht den leisesten Einspruch, so empfindungslos hatte die Müdigkeit ihn gemacht. Und er ließ auch wortlos über sich die grobe Form des Verhörs ergehen, wobei man ihn unterwarf, ehe man ihn mit der Warnung, ja nicht in den Warteaal zurückzukehren, entließ.

Fröstend stand er nun auf der dunklen Straße. Windstöße machten die Kälte der Märznacht noch fühlbarer. Und nirgends, nirgends ein Dach, nur ein Bretterverschlag hier und hier seine Mitleidt. Die Bretter waren zerrissen Schlitzen. Aufs Geratewohl setzte er sich endlich mühsam in Bewegung und schlug, mit halbem Bewußtsein nur noch, die Wegrichtung ein nach dem Atelier eines ihm bekannten Malers, das nicht allzuweit entfernt lag. Wenn er Glück hatte, mußte jener die Nacht hindurch. Da Licht im Atelier brannte, konnte man an der Straße aus sehen. Aber trotzdem er hoffte, für es, daß der Maler seine Pfeif-Signale hören würde.

Doch was half schließlich alles Ueberlegen noch? Es blieb ihm auf die Dauer ja trotzdem nichts anderes übrig als die Straße, wenn selbst für heute dieser Versuch, eine Unterkunft auf Stunden zu finden, gelang.

Häuserreihen glitten langsam an ihm vorbei. An einer Ecke — groteske Ironie des Lebens — trat ein Gelegenheitsbettler mit komödienhafter Weinerlichkeit an ihn heran und schwatzte eine plump konstruierte Leidens-Litanei herunter. Mein Gott, dieser sich so elend Gebärdende da vor ihm hatte sicher ganz gut zu Abend gegessen und sein warmes Bett zu Hause, das er aufsuchen konnte, sobald der Bettler-Schwindel genug eingetragen hatte für den morgigen Tag. Er lachte laut auf, jenen ins perplexe Gesicht, und ging in bitterstem Gedanken weiter.

Dann kamen die Schritte um die letzte Ecke, hinter der man das Licht im Maler-Atelier sehen mußte, falls es noch brannte.

Gottseidank: Ja!

Und nun wurden sogar seine müden Schritte schneller, bis sie ihn vors Haus brachten. Jetzt mußte er aber pfeifen, was die Lunge hergab, wenn dieses Licht da oben auch für ihn brennen sollte.

Er pfiff. Laut und immer noch lauter. Doch nichts rührte sich oben hinterm Fenster, so sehr er sich auch abmühte hier unten in Kälte und Dunkelheit. Und dann kam der gräßliche Moment, wo oben das Licht verlosch, und wo unten das Pfeifen verstummte, weil es nutzlos geworden war.

Vergebens in einem Häuserblock herbeiten der letzte schwache Pfeiffton, vom Dunkel verschluckt und eben jetzt grade wie zum Hohne übertönt vom Heulen eines Windstoßes von Klappern der Fenster und Dachkamine, an denen er rüttelte. Also doch nur die Straße blieb ihm . . .

Die Straße? — O nein: Der Winnsteint! — Der Rinnstein, in den die Gesättigten ihre Schlechtigkeiten spien, wenn sie die Gastschänken verließen. Der Rinnstein, der viel zu schlecht war für all die Hurenhunde und Hündchen, daneben seine Bieder besorgt Bratenreste einpacken ließen in Lokalen und Prasserhöhlen, um sie dem Munde zurückholten mit Brillantringbesetzten Fingern. Aber er? — Er war so blöd ein Dichter, und ging, trotz allem Elend, immer noch aufrecht auf zwei Beinen, anstatt schlau zu sein und das Kriechen der Vierfüßler wenigstens nachzuahmen, um ein paar Brosamen zu erhaschen.

Aber die Minuten eilten nicht schneller davon, so bitterer seine Gedanken auch wurden, und schließlich immer wieder stand er am Ende aller Reflexionen vor der Frage: Wo bleiben mit dieser entsetzlichen Müdigkeit in einer entsetzlich kalten Nacht? — Noch noch irgend ein Hausbewohner hierwärts kommte, zu so später Stunde, war eine bereits aufgegebene Möglichkeit. Also draußen bleiben? Die ganze Nacht über noch? — Da kam ihm der Nachschlüssel in den Sinn, den er gegen die schikanösen Einfälle der Zimmerwirtinnen sich angeschafft hatte, und den er immer bei sich trug. — Vielleicht schlief der auch diese Dauerkur aus. Dann konnte er oben den Maler schon noch herausstrommeln trotz dessen Schwerhörigkeit. Und rasch hatte er den Haken ins Schloß gefühlt; drehte einmal, noch ein zweites Mal —! Da faßte der Stahldraht zu und schob mit Leichtigkeit den Schloßriegel zurück, öffnete endlich diese Tür . . . die Tür eines Hauses mit Mauern und Dach, die ihn vor Regen und Wind schützten! — Welche Erlösung, daß nun endlich Aussicht war auf Schlaf. — Schlaf, der wohl nicht von dienstbeflissenen Polizeisoldaten gestört werden konnte.

Langsam nur schlepnte er sich treppauf, die vier Stockwerke hoch bis zum Atelier. Eine Weile stand er still und atmete kaum, um ja keinen Laut zu machen, leise zu horchen. Als aber nichts sich rührte drinnen, mit größerer Gewalt, so wie er meinte, daß der Schlafende es zweifellos hören mußte. — Aber auch dies fruchtete nichts, und so hieß es zunächst einmal überlegen, welchen Grund man denn hier wieder haben mochte, um ihm nicht zu öffnen. — Ach ja, natürlich! — Die Mutter hatte ihm im Spiele fest, die bereits man nicht dulden wollte, daß ein dritter vielleicht sie schnarchen höre. —

„Ach wenn die wüßte, wie müde ich bin und wie ganze Kanonenfalven nicht ausreichen würden, mich zu wecken!" Schließlich aber verschaffte alle Ironisierung der erneut unerquicklichen Lage ihm nicht Einlaß. Freilich, sonst war immerhin gewonnen, er brauchte nun nicht mehr in Freier Stunde für Stunde langsam verrinnen lassen, sondern konnte sich's, soweit das ging, auf Treppenstufen oder auf dem Hängeboden bequem machen.

Er strich ein Zündholz an und sah sich um: Da bemerkte er, daß ganz nah vor ihm eine Reihe von Bodenkammern eingebaut worden waren, deren vielleicht nur ausgemzierten Gerümpel eine alte Matratze sich vorfinden konnte.

Er tat die wenigen Schritte vorwärts und leuchtete zwischen den Latten hindurch. — Gleich in der ersten Kammer erblickte er, wonach er suchte, eine Matratze, und zwar eine recht gut erhaltene, die man bequem auf den Boden legen konnte, wenn man erst hinunter war. — Es gelang ihm, das Vorhängeschloß alter Konstruktion leicht zum Aufschnappen zu bringen. Dann begann er, die knarrende Lattentür leise und vorsichtig um ihre Angeln zu drehen.

Inzwischen fing draußen der Tag schon an zu dämmern und machte, durch eine dreckbestreifte Bodenluke hindurch, den Raum genügend hell, daß man nicht an all den aufgestapelten Gegenständen anzustoßen brauchte und sich ohne Furcht, unvermutetem Lärm zu verursachen, unter dem Gerümpel zurechtfinden konnte. — Behutsam faßte er nun die Matratze und senkte sie lautlos auf die freigebliebene Bodenfläche, die in der Breite eben nur dazu ausreichte. Auf der Matratze sitzend, in der Hoffnung, daß man ihn nicht finden setzen achten zu müssen, und so hatte er die Möglichkeit, rasch noch in seitlich aufgestellten Möbeln, Schränken und Kommoden, nach einer Decke und nach Kissen zu suchen. Er brauchte kaum herumzuhüpfern, da fielen ihm die gesuchten Sachen in die Hände, und mit wenigen Griffen war ein Lager hergerichtet, wobei er sich nicht mehr quälen mußte, weil er hatte. Nun endlich, endlich schlafen! Und vielleicht einmal ausschlafen! Denn der anbrechende Tag war ein Sonntag: Wer sollte da etwa auf dem Boden zu schaffen haben und ausgerechnet in dieser Kammer hier? — Mit der größten Sorglosigkeit konnte er sich also niederlegen und die Decke — Ach — wie das hob und senkte über seinem Körper, wie da so schön Ruhe nicht mehr kannten. — Mit Willen hielt er sich noch einige Minuten wach, nur um die so selten gewordene Erwartung des Schlafes völlig auszukosten. — O, das war in Wahrheit wundervoll! War eines der Wunder, die aus der Neuheit und aller Wertung entfernten? Denn: konnte nicht irgendein millionenschwerer miller Lüttling, der reichlich, für ein kostbares Kollier etwa und einen vielstelligen Scheck noch dazu beigegeben, sich eine lange begehrte schöne Frau erkauft hatte, konnte der, mußte der nicht ihn beneiden um diese Genuß-Minuten, die niemals käuflich waren, selbst nicht um Geld Preis einer alterschönen, allerdauerzeigenden Frau in dieser an solchen Frauen nicht gerade reichen Stadt des Genusses und zugleich des Elends? O nein, hier war er einmal reich, wenn auch durch seine Armut! Und so, wie er jetzt noch die Hälfte seiner letzten Zigarette aufrauchte, um den Rest für nach dem Erwachen übrig zu lassen, so, mit solchem Mißtrauen um eigentlichen Besitz der entzückten, vollste Dankbarkeit, nicht ein Oskar Wilde sich einen Zuge um den anderen hingaben! — In dieser Weise, mit einer Art unirdischer Seligkeit trugen ihn wohlige Betrachtungen langsam hinein in einen tiefen, erschöpften Schlaf, der traumlos einige Stunden anhielt, bis dann das Unmögliche eintrat:

Gegen neun Uhr morgens nämlich rüttelte die Hand einer älteren Dienstfrau mit dem Schlüssel in dem Schloß der Bodentür, das scheinbar nicht dem Druck des Schlüssels nachgab. Endlich nahm die Frau wahr, daß die Tür nicht abgeschlossen sein konnte und trat ein. Und trat gerade vor jene Kammer, in der der Uebermüdete sich hingelegt hatte. Sie mochte, ihr Gewissen beschwichtigend, den Gedanken, die offen gelassenen Raum, zunächst an einen Selbstmörder glauben, der hier das erwünschte Ende gefunden. Und da griff ihre Hand mit der Heftigkeit ihres plötzlichen Entsetzens gegen die Latten und das lose hängende Vorhängeschloß, sodaß ein jähes Gerüttel in den Schlummer des Obdachsloses sprang und ihn jene tiefste Erschütterung aus tiefen Ruhe zerriß zu einem Aufwachen, das ihn in die Höhe fahren ließ in ahnungsvollem Erschrecken. Und nun starrten sich beide an, einer feindlich dem anderen aus unvifiedem Urmensch-Instinkt. Doch er blieb nicht lange befangen, sah, beinahe lächelnd, den schrecklichen Irrtum der Frau und wollte ein Wort sagen, um ihr zu helfen. Doch der Uebermüdete sah der blitzschnellen Annahme des Lüblichen, des Verbrechens, und mit einem gurgelnden Laut, in dem Schrecken und Drohung sich schon mischten, stob die Alte davon, schloß bei aller seiner ängstlichen Raschheit listig noch die Bodentür ab, ehe sie dann lautes Geschrei begann: „Hilfe! Einbrecher! Diebe!" Immer im Holzern und Kosten die Treppe hinunter. Er aber, oben, gefangen in den Maschen eines Schicksals, das scheinbar nicht Genüge finden konnte an all dem Elend und aller Demütigung, die er schon trug, er sah mit einem Ueberblicken das in wahrster Bedeutung Irrsinnige seiner Lage, die ihm ohne Aektung schien. Und da schon das Unmögliche eben geschehen war, bis sich in seinem Hirn die Gewißheit des bis in die letzten Konsequenzen sich abrollenden Irrsinns der letzten Minuten fest, und er sich alles Kommende von sich, von mir, Mitleid, die unbeirrbar plötzlich wurden im unablässigen Schauen dieser ihm ausschließlich möglich erscheinenden Folgen: Obdachsloser, ohne Geld, ohne Anstellung, eingedrungen mit Hilfe eines Nachschlüssels in fremden Haufe, fremder Wohnkammer . . . also Einbrecher, Dieb, Diebl — Hatte Kissen und Decken bereits genommen . . . hatte geplant, im Bündel der Decke damit fortzuschleppen, was er raffbar war . . . Also Dieb . . . Dieb! . . . Und nun Verhaftung, Abtransport, Haft in der Zelle . . . Dann ein Tag, da er ohnmächtig die Unschuld beteuern würde, ohnmächtig gegenüber dem „Tatbestand!" O, er kannte das schon im voraus . . . der „Tatbestand", immer wieder der „Tatbestand", wie er herausschnarrte unter dem schneidigen Schnurrbart eines „mit aller Schärfe zu urteilen" empfehlenden Staatsanwalts . . . Und dann kam der Spruch der Geschworenen, ein Spruch, — Schicksalsschmer, Gottheit sich anmaßend, — aus Hirnen, von Lippen, die Hunger nicht kannten, nicht die Nächte ohne Schlaf in wildgleichen Erfahrungen . . . Und diese Mäuler — ha! — trotz allen Fressens noch gierig nach Menschenfleische, nach vernichteter Menschenseele — als gehachtes Rindfleisch zubereitet! Ha . . . ha . . . hahahaha!! — Wie sie fraßen . . . ihn fraßen! . . . Immer hinterzugeschlungen, immer hinunter! — Schmeckt euch meine Seele, ihr Gerichtsherren, Richterfreunde, meine Geschworenen —: eine Delikatesse für Ihren an Hackfleisch gewöhnten Gaumen! — Schmeckt sie euch, ja! — Ah, da habt ihr ihn einmal, endlich einmal, so diesen Nichtsuer und Tagedieb, der sich „was einbildet", nicht wahr? — Habt ihn mal, so einen Größenwahnsinnigen, so einen, der vor lauter sinnlosem Geschreibe und Dichten sich nicht um ihn Herr gott vorkam! — Aber dafür schmatzt ihr jetzt seine Seele, zu Hackfleisch zerfetzte Seele. — Delikatess-Seele! — Schmatz . . . , schmatz, schmatz . . . . ! — Hupf! — Rülpst sie einer wieder aus? . . . Hahahaha!! . . . Dichterseelen, Dichterseelen, sind immer verzifiet, immer! . . . Kreplieren werdet ihr daran, — hört ihr's, ihr ich verzichte . . . kreplieren! Ihr alle, die ihr sie zu Hackfleisch gemacht habt! . . . He, rülpst nur, rülpst! . . . Das hilft nichts mehr . . . Ihr habt sie verschlungen . . . , verschlungen . . . , verschluckt . . . und müßt . . . ha! . . . ha! . . . baaa! . . . an ihr . . . an ihrem Gift . . . kreplieren! . . . Sie — rein! . . . Kre — pieren . . . , pii! iiiiiiiiiiiii . . . !!!

Und so, im unablässigen, krampfhaft aus der Kehle gepreßten zynischen Stimmen immer dieses selben „Tat"-Lautes, fanden ihn dann die Hausbewohner und die Polizeibeamten, die in die Kammer eindrangen. Sie sahen bald, daß sie es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatten, und wußten nur nicht, wie dieser Wahnsinn eben erst zum Ausbruch gekommen war aus einer Seele, die zu lange und zu qualvolle Martern hatte erfahren müssen.

Ein Großstadtbild

Ideale Familienverhältnisse entwickeln sich bei einem in der Nähe Berlins wohnenden Gasmirt, welcher im allgemeinen sehr auf seinen Stand achtet, aber gleichwohl oder nicht vielmehr kann, daß seine beiden Töchter nicht nach Wunsch einschlagen. Die Familie besitzt die Eigentümlichkeit, daß der Sohn und die beiden Töchter, trotzdem sie sämtlich Geschäfter sind, jeder einen anderen Familiennamen trägt. Die sonderbare Vielfältigkeit haben sich wie nachstehend entwickelt: Die Mutter verheiratet sich mit einem Jugendfreund, welcher sie aber nicht heiratete, diesem Verkehr entsproß ein Sohn. Nach einigen Jahren heiratete Fräulein M. ihren ersten Mann, der Erfolg war eine Tochter; nach dem Tode dieses Mannes heiratete Frau E. ihren zweiten Mann, mit dem sie zu leben, nachdem noch eine Tochter geboren wurde, mit ihren drei Kindern verschiedener Väter eine ganz erträgliche Ehe führt. Leider sieht die jüngere Tochter im Alter von 15 Jahren in Kürze einem freudigen Ereignis entgegen, dessen Vater ein dort verkehrender verheirateter Gast ist. Von der älteren Tochter hörte man bereits ähnliches. Die Freude der Eltern ist sehr zu begreifen.

Huhtanen—Hintze

Am Sonnabend, den 7. April, konnte der weltberühmte Ringer Otto Hutahnen einen neuen Sieg für sich buchen. Es war der Sieg über Hintze, gelungen, für ihn den Europameister Hintze als Gegner zu gewinnen. Dieser prompt nach der Gewinnung. Man muß es gesehen haben, mit welcher geradezu unglaublichen Gewandtheit der prachtvoll gebaute schlanke Finne seinen zweieinhalb Zentner schweren Gegner bezwingen ermöchte, ohne daß der Hintze, der doch bekanntlich ein sehr guter Ringer ist, möglich war, ihn auch nur ein einziges Mal in Gefahr zu bringen. Vom ersten Augenblick an war die Ueberlegenheit Hutahnens geschickt, und die absolute Hilfosigkeit, mit der Hintze gegen die unglaublichen Wendungen und Griffen des Finnen, welche, mirkte mitunter geradezu komisch, — Hutahnen hielten seinen Gegner drei Gänge hindurch, sich hatte abarbeiten lassen, zeigte er in der 38. Minute seine ungeheure Kraft, indem er den Koloß aus der Bauchlage herumwarf und ihn durch Armfessel am Boden auf beiden Schultern festhielt.

Der zweite Kampf des Abends Pietro-Scholz gegen Schmidt-Brown endete schneller. Von vornherein war die Ueberlegenheit des Berliners gesichert, was man sich freilich nicht hätte hinter hoher mehrte, je mehr er doch dem Spezialgriff von Pietro-Scholz, dem Kopfzug aus dem Stande, schon nach 23 Minuten.

Pietro-Scholz forderte schließlich für einen der nächsten Tage den Finnen zu einem Kampf auf. Wie Herr W. Scholz, den ich als hervorragenden Ringer hoch schätze, irgendwelche Illusionen über seine Chancen gegen Hutahnen macht, glaube ich nicht. Er wird genau so gewonnen werden, wie Hutahnen bisher jeden Gegner gewonnen hat. Ich glaube, daß es ein Ereignis, ein ganz außerordentliches Ereignis, wenn das Publikum durchaus gegen den Finnen kämpfen sehen will, wird von ihm erlebigt werden.

Es gibt zur Zeit keinen Gegner für Otto Hutahnen.

Maxim.

Die **Kaiserkrone**, das bekannte Kabarett am Stadtgraben, wartet diesen Monat mit einem Programm auf, das von der ersten bis zur letzten Darbietung Sieger bringt. Als Anlager mit Schmitz und Gesicht wollte der Kunstpfeifer von internationalem Ruf Richard Tauber, der seinen erschütternden und unvergleichlichen künstlerischen Können zeugen. Als Wiener Liedersängerin gewinnt sich Gusti Raabe die Sympathien des Publikums, Irma Godau gefällt mit kleinen pikanten Chansons. Dann tanzt und singt Emmy Germann, eine Kraftnatur, die durchaus Beachtung und Sensationen verdienen. Als ein Sängerin, Step- oder Spitzenkünstlerin sich dem Publikum zeigt, der Applaus ist ihr sicher. Lilli Komala bringt in ihren Verwandlungsspielen ein pikantes Strandbild. Und dann die Künstler, der mit dem Teufel im Bunde zu stehen scheint: der bekannte Zauberkünstler Eckermann; das Publikum starrt, staunt und — lacht. Allein die Eckermannschen Darbietungen sind schon eine Sehenswürdigkeit. Das russische Ballett Zertisky tanzt reizvoll und mit großem künstlerischen Können russische Nationaltänze unter zauberhaften Kulissen. Also in allem: eine der besten Programme, das die „Kaiserkrone" jemals ihrem Publikum bot. Die Herren Paul und Kaiser leiten und ihre vollgute Musik nach besonders erwähnt.

o. L.

wie diese Liquidation erfolgt, muß ständig beobachtet und kontrolliert werden. Denn es besteht die große Gefahr, daß die französischen und deutschen Kapitalisten nach dem Duell, das die armen belogenen Völker miteinander geführt hatten, zu einer Einigung kommen, deren Kosten wiederum den Völkern und innerhalb derselben natürlich den Arbeitnehmern, die ja keine Lasten abwälzen können, aufgebürdet werden. Und diese Gefahr ist deshalb in Deutschland so besonders groß, weil gerade hier die kapitalistischen Kreise noch immer in dem Kabinett Cuno ihren treuen Sachwalter sehen. Mit wollen das noch den traurigen Erfahrungen, die gerade Herr Cuno gelegentlich der Goldanleihe gemacht hat, nicht mehr so unbedingt behaupten, aber die arbeitenden Massen müssen sich schon jetzt darüber klar werden, daß sie jeden Versuch einer weiteren Belastung der Lebenshaltung der Arbeitnehmer unbedingt zurückweisen müssen.

V.

Man sieht: nicht nur der Einmarsch der Franzosen berührt vitale Interessen der breiten Masse des Volkes. Auch ihr eventueller Abzug rollt gewisse Probleme auf. Und darum ist es notwendig, daß das deutsche arbeitende Volk, daß Arbeiter, Angestellte und Beamte ständig auf der Wacht bleiben, auf der Wacht nicht nur gegen den französischen Kapitalismus und Militarismus, sondern auch gegen den deutschen.

Max Gruchwitz.

Fürstin Lemachoffsky

Vor einigen Tagen wurde in der Kuppel eines kleinen Dreimasterzirkusses eine Ehe eingesegnet. Dabei kam der Segen aber nicht von oben, sondern er kam von unten herauf.

Mit dieser verrückten Zeremonie fand das Leben einer kapriziösen Frau einstweilen einen Ruhepunkt. „Ruhepunkt" ist hier ganz wörtlich zu nehmen.

Die Fürstin Alix Lemachoffsky, wohlgemerkt eine ganz echte, wenn schon nur eine russische Fürstin, heiratete den Mechaniker und Artisten Anastasius Andrewitsch Wonsiatsky. Er arbeitet als Unternann einer Reitergruppe. Als Unternann ist er natürlich Schwergewichtler, also einer, der etwas aushält. Und es ist anzunehmen, daß die Fürstin ihm wirklich allerlei zu schaffen machen wird. Denn das Leben dieser nun 45jährigen Frau bedeutet eine Kette von Bizarreien und Kapriolen.

Bis zum Tage des ersten Aufgebots bewohnte Ihre Durchlaucht ein angenehmes eigenes Quartier. Da man der Frau ein Vermögen von 40 Millionen Dollar nachsagt — bitte Dollar! — so läßt sich vorstellen, daß sie ihre Wohnung entsprechend den kraufen Gedanken ihres Hirns meschugge eingerichtet hat. Zu kunstlichen Zwecken. Zu dieser Kunstlichkeitsmanier gehörte auch die Bedienung durch vier 10- bis 13-jährige Knaben, die in rauschenden, an den Knöcheln abgebundenen Seidenhosen, aber mit gänzlich unbekleidetem Oberkörper alle Räumen ihrer Herrin auskührten. Sprichwörtlich sind die Einfälle der Frau schon seit geraumer Zeit bei den Fleischern des Marktes gewesen. Sie bestellten, was sie gerade bedurfte täglich frischen — Ochsenblutes, das sie sich von diesen beschaffen ließ. Sie trank nicht nur selber dieses Blut, verrieben mit A. Maggiwürze und Mosch, sondern ließ es auch jedem ihrer Besucher als „Likör" servieren.

Immerhin dürften auf den Genuß des Blutes — dieses Blutes — die scharfen und tiefen Schlagschatten, welche ihren Augen härteren Schimmer verleihen, als es der Farbstift vermöchte, nicht allein zurückzuführen sein.

Und nun hat sie geheiratet. Einen Mann geheiratet, der nichts weiter besitzt als die Kraft, sie durch und durch zu schütteln. Aber es erscheint nach allen den Erzählungen, welche über Ihre Durchlaucht kursieren, doch recht zweifelhaft, daß es ihm auch gelingen wird, ihre verrückten Ideen in eine geordnete Kette zu schütteln.

Auf der Fürstin ausdrücklichen Wunsch wurde die vitutelle Trauung am Vormittag im dämmernden Grau des Zirkusgelteg und unmittelbar nach der gesetzlichen Eheschließung vorgenommen.

Die Artistengruppe schwang sich, wie sie es abends gewöhnt ist, auf zwei schwingende Trapeze. Ihr Unternann Wonsiatsky umklammerte mit einer Hand die durch festen Griff verbundenen Arme der beiden Truppenmitglieder, und während das sieben Mann starke Orchester eine vorgeschriebene Musik blies, zog der Mechaniker, der übrigens, ehe er wieder Artist wurde, als Mechaniker in den Siemens-Werkstätten gearbeitet hat, die goldschwere aber sinnenleichte Fürstin langsam empor, bis an seine Brust und umklammerte sie fest. In dieser Situation beantworteten sie dann beide die Fragen des Geistlichen, den gutes Geld bewogen hatte, diese kuriosen Zeremonie einen Schimmer von wennschon klowniger Feierlichkeit zu verleihen.

Hoch über der Arena sagte man laut „Ja". Der Geistliche mußte darauf eine für ihn bereitgestellte, grünbespannene Leiter ersteigen, um den Austausch der Ringe vornehmen zu können.

Die Fürstin Lemachoffsky ist also nun — nicht zum ersten Male — ganz bürgerlich geworden. Sie stellt das Unglückskind einer Petersburger Familie dar, deren übrige Mitglieder bis auf einen Sohn, der sich im Irrenhause befindet, verstorben sind. Ihr erster Gatte war Major im Preobrazhenski-Grenadier-Regiment. Er wußte anscheinend nicht, daß seine Gattin damals schon augenzwinkernd in den Kreisen der Petersburger obersten Wirbundert angesehen wurde, weil sie eine intime Freundschaft mit dem bekannten Großfürsten und Großmann Nikolajewitsch unterhielt. Der Großfürst starb später in der Verbannung. Noch ihrer Huld bemaß sich seine Gnade. Und dieser Gnade entrollte sich eine — Georgierschlange, deren harte Platinglieder mit 87 wundervollen Brillanten besteckt sind.

Mit dieser Spende, als sie zum ersten Male öffentlich getragen wurde, hub der große Lemachoffsky-Skandal der Petersburger Gesellschaft in der ersten Zeit des Krieges an. Der Ehemann fiel während ihrer Sünden Maienblüte, und die Fürstin begab sich alsbald, weil ihr alle Salons rings um den Nevsky-Prospekt verschlossen blieben, nach Finnland. Später tauchte sie in Stockholm auf, heiratete dort, ganz unbekümmert um die Beschwerden ihrer Verwandten, einen einflußreichen Persönlichkeiten einen Ingenieur der Baldwynschen Lokomotivwerke in Chikago, ließ sich 1918 scheiden und verband sich sofort wieder mit einem Prager Musiker. Dieser bewährte jedoch als Hochstapler und Urkundenfälscher ins Gefängnis und verhalf ihr dadurch abermals zu willkommenen Scheidungsgründen und zur Freiheit.

Daß Ihre Durchlaucht mit Herrn Wonsiatsky fortan nur noch in einem Zirkuswohnwagen hausen will, kann nur als eine ihrer geringeren Marotten gelten. Denn diesen ehelichen Wohnwagen läßt sie selber erbauen, mit einer komfortablen Zweizimmer-Einteilung.

Es ist freilich kaum anzunehmen, daß die neugeschlossene Ehe einen allzulangen Bestand haben wird. Nach der Erreichung der hohen Ziele dürfte die rockere Durchlaucht wieder bald — davonterkommen. Dem biederen und nicht untüchtigen Vonsiatsky aber wird eines Tages wohl bleiben — der neue, elegante Luxuswagen. Denn mit dem kommt die Fürstin nicht gut auf Reisen gehen. Und auch eine solche Erfahrung ist heute etwas wert.

Bert Wigger.

In der Bar

Jüngst traten wir in vorgerückter Stunde
Dort ein, wo es nach Zigaretten stinkt,
Und wo man ganz entzückend ungesunde
Mixdrinks mehr als dem Magen gut ist trinkt.

Drei junge Damen üben treu ergeben
Des Plaudernns und des Trinkens heitre Pflicht,
Und sie verschönern so das graue Leben
Wenn auch ihr eigen Leben grade nicht.

Doch sind die müden, abgespannten Mienen
Mit rosa Reismehl freundlich überstreut,
Und pünktlich, wenn ein neuer Gast erschienen,
Geschieht ein Lächeln, welches ihm erfreut.

Des Gastes Laune hold sich anzupassen,
Zu diesem Daseinszweck sind sie bestellt.
Und wenn sie alles mit sich machen lassen,
Dann sind sie Manna für die Lebewelt.

„Famose Mädels", schwärmte Max der Dicke,
„Das ist noch Jugend, das ist Lebenslust!"
Aus seinen Augen sprühen heiße Blicke,
Und heiße Seufzer stiegen aus der Brust.

„Schamlose Weiber!" brummte Franz der Kühle,
„An jeden Käufer wenden sie Genuß.
Was ich bei diesem Liebesjahrmarkt fühle,
Ist nichts als Abscheu, Ekel, Ueberdruß!"

„Die armen Dinger haben nichts zu lachen!"
Sprach ich, mit edlem Ausdruck im Gesicht.
„Na ja, sie lassen alles mit sich machen,
Indes vielleicht ihr armes Herze bricht!"

Dann ließen wir den Sekt in Strömen fließen
Die „armen Dinger" waren gleich dabei.
Und was sie alles mit sich machen ließen,
Wir machen es mit Eifer — alle drei!

Peter Schnick.

Eines Tages raunte mir M. zu: „Sör' mal, Kollege, melde dich morgen zum Arzt, ich möchte dir einiges sagen, wozu hier nicht der rechte Ort ist." Dabei machte er eine höchst geheimnisvolle Miene.

Am anderen Tage trafen wir uns, wie verabredet, auf dem Korridor im Gefängnislazarett. Außer uns waren noch etwa zweihundert andere Gefangene anwesend, die sich gleichfalls krank gemeldet hatten. Wir hatten also genügend Zeit und Gelegenheit, uns ungestört zu unterhalten.

M. drückte mir die Hand. „Ich weiß, du wirst mich nicht verraten," flüsterte er, „morgen ist es soweit, ich wollte mich hier von dir verabschieden.

Ich war sprachlos und glaubte immer noch, daß er sich einen schlechten Scherz mit mir erlaubte.

„Ja, Mensch, wie willst du denn das anfangen?"

Ich fand kein Wort, das ich erwidern konnte. M. erwartete auch keine Antwort. Er öffnete sein Jackett und brachte ein in Zeitungspapier gewickeltes Paket hervor. „Hier, Kollege, sind noch ein paar Bücher, die ich leider nicht mitnehmen kann. Die Gefängnisverwaltung würde sie doch mit Beschlag belegen. Deshalb vermache ich sie großmütig dir. Denk' mal an mich bei der Lektüre."

Als ich zögerte, das Paket anzunehmen, schob er es halb mit Gewalt unter meine Bluse. „Du kannst es ruhig annehmen," meinte er. „Von Bremen schreibe ich dir noch mal, wenn alles geklappt hat..."

In dieser Nacht schlief ich keine Minute. Gespannt lauschte ich nach der Zelle meines Nachbars hinüber. Kein verdächtiges Geräusch, kein Stimmengewirr oder Fallen war vernehmbar. Ich klopfte ein paarmal an die Wand, und stets erhielt ich ein Klopfzeichen zur Antwort. M. war also noch da. Schließlich warf ich mich aufs Lager. Schlaf fand ich nicht. Kein Laut war vernehmbar. Nur unten auf dem Gefängnishof der gleichmäßige Schritt des Aufsehers, der die Nachtwache hatte, und ab und zu ein Husten oder Stöhnen, welche während der ganzen Nacht um das Gebäude strichen und scharf auf den Mann dreffiert sind.

Ich zermarterte mir das Hirn, wie M. unter solchen Umständen die Flucht möglich machen wollte. Seine zarten, wohlgepflegten Hände sahen nicht danach aus, als ob sie dicke Mauern durchstemmen oder eisernste Verschlüsse knacken könnten. Und gubem besaß er auch, wie er mir selbst gesagt hatte, keinerlei derartigen Werkzeuge. Lediglich auf seine Intelligenz hatte er hingewiesen. Aber damit allein kommt man nicht aus einer mohlverwahrten Zelle im zweiten Stockwerk eines festen Gebäudes heraus, vorbei an bewaffneten Aufsehern und scharfen Hunden.

Endlich wurde es Tag. Beim Kaffee-Empfang hörte ich, wie die Zelle meines Nachbars aufgeschlossen wurde und wie M. mit einem lauten „Guten Morgen" den Aufseher begrüßte. Dann, zur Freistunde, erschien er mit einem überlegenen siegesscheren Lächeln, wie immer tip-top gekleidet, um den blütenweißen Kragen eine leuchtende rosedufarbene Krawatte. Es sieht mir auf, daß er den Anzug eines Schnurrbartes, den er sonst trug, sich gänzlich abrasiert hatte. Einem auf unserer Station liegenden ehemaligen Studenten, der wegen verschiedener Betrügereien saß, winkte er vertraulich zu. Das trug ihm einen Ordnungsruf des nachhabenden Aufsehers ein. M. nahm ihn heute gleichmütig hin, ohne sich wie sonst in übertrieben höflicher Weise zu entschuldigen.

„Ich dachte, dich nicht mehr hier zu sehen," raunte ich ihm zu, als wir im Tempo müder Karussellpferde um den runden Hof schritten. Vielleicht lag etwas Spott in meiner Frage, denn M. erwiderte etwas gereizt: „Es ist auch das letztemal, daß wir uns sprechen. Warte nur noch ein paar Stunden, du erlebst heute noch was."

Das waren die letzten Worte, die wir miteinander wechselten. Denn wenige Minuten später ereignete sich etwas ganz Unerhörtes hinter den Mauern der „Graupe", wohl noch nie Dagewesenes. Gerade, als die Freistunde beendet werden sollte, und die ersten Gefangenen schon den Gefängniskorridor betreten hatten, ertönte der Schreckensruf: „Ausbruch über den Hof!"

„Adieu, Kinder, in meinen Rumpfstuck könnt Ihr euch heute teilen. Ich diniere heute Mittag im Speisewagen!"

Und zu dem herbeiflitzenden Aufseher, der ihn sofort in Arrest bringen wollte, meinte er im naiven Tone eines Kindes, das einen dummen Streich verübt hat: „Ach, entschuldigen Sie, Herr Wachmeister, ich — ich weiß selbst garnicht, wie ich dazu gekommen bin. Ich hab' nunmehr alle Anfälle, dann weiß ich nicht, was ich tue."

Als der Wachmeister ihn trotzdem aufschrieb, um ihn zur Meldung zu bringen, senkte er resigniert das Haupt und ging ganz demütig, mit schuldbewußter Miene, in seine Zelle. Nur zu mir drehte er sich noch einmal um und sah mich triumphierend an.

Ungefähr zwei Stunden später vernahm ich, wie M.'s Zelle geöffnet wurde, und wie er hinter einem Beamten, der ihn geholt hatte, an meiner Tür vorüberschritt. Ich dachte, er käme wegen des Vorfalls zur Meldung in Arrest. Es tat mir leid, daß sein Freiheitstraum ein so jähes Ende gefunden hatte.

Es wurde Mittag. M. war noch immer nicht zurück. Ich klopfte verschiedene Male an die Wand. Keine Antwort. Ich zweifelte nicht mehr, daß M. wegen seiner unglaublichen Freckheit sich im Arrest befand.

Kurz vor Empfang der Abendkost wurde die Klappe vor dem Guckloch an meiner Zellentür zurückgeschoben, der Kalfaktor raunte mir mit atemloser Stimme zu:

„Du, weißt du schon das Neueste. M. ist getürmt."

Ich wollte Näheres wissen, doch im Augenblick war der Kots verschwunden und ich hörte nur, wie er von Tür zu Tür eilte, um seine Neuigkeit zu verkünden.

Eine ganze, unendlich lange, schlaflose Nacht mußte ich mich gedulden, bis ich genaue Nachrichten erfuhr. Am anderen Morgen fiel die Riegel aus Zelle, keine Stricleiter war benutzt worden, nicht im Dunkel einer regenschweren Nacht hatte M. seine Flucht ausgeführt. Am heiten Tage, vor den Augen jahrzehnter Aufseher hatte er das Gefängnis verlassen, und lediglich Kaltblütigkeit und Freckheit waren seine einzigen Werkzeuge gewesen, deren er sich bedient hatte.

M. hatte ein paarmal den Besuch seines Verteidigers empfangen und hatte dabei Gelegenheit, welch' reine Fülle, welch' lebhaftes Treiben im Besuchszimmer herrschte. Uns bemerkt, auf das ständige Kommen und Gehen baute er seinen Plan. Es gelang M. einen Kassiber an einen in Berlin befindlichen Freund aus dem Gefängnis herauszuschmuggeln und mit diesem die Einzelheiten der Flucht auf das Genaueste klarzulegen.

An dem verabredeten Tage erschien der Berliner Freund beim hiesigen Untersuchungsrichter und begehrte den Untersuchungsgefangenen Max M. zu sprechen. Er gab an, dessen Bruder zu sein. Der Freund, gleichfalls elegant gekleidet, einen Stock mit silberner Krücke, eine Aktentasche unterm Arm, wartete eine halbe Stunde im Besuchszimmer warten, bis M. vorgeführt wurde. Es ging an diesem Tage besonders lebhaft zu, deshalb achtete niemand darauf, daß der elegante Freund seine Aktentasche öffnete und dieser einen zusammengelegten Regenmantel entnahm, den er neben sich auf die Bank breitete. Eine Reisemütze, den Stock mit der silbernen Krücke legte er darauf.

Max M. erschien und begrüßte seinen „Bruder" mit freudiger Miene. In der Mitte des Zimmers stand ein Gefängnisbeamter, der noch ein Dutzend andere Gefangene zu beaufsichtigen hatte und natürlich nicht jeden Gefangenen haarscharf im Auge behalten konnte, zumal sich ja die Gefangenen gleichfalls sich eine rührende Familienszene ab. Dort empfing ein älterer Untersuchungsgefangener den Besuch seiner Frau und dreier Kinder. Die Frau schluchzte an seinem Halse, die Kinder standen herum und weinten laut mit. Alles blickte gespannt dorthin. Kein Mensch achtete darauf, daß Max M. sich der Regenmantel anzog, die Reisemütze aufs Ohr stülpte, tief ins Gesicht zog und sich herzlich von seinem Besucher verabschiedete. Unbeheligt verließ er das Zimmer. Der dicke Aufseher vorn an der eisernen Mittelschleuse, die auf den Verhörgang des Gerichtsgebäudes führt, öffnete ihm ahnungslos. Wie sollte er auch ahnen, daß der elegante Herr in tadellosem Mantel und Aktentasche, mit Stock und Reisemütze unterm Arm — ein Untersuchungsgefangener sein könnte. Er hielt ihn für einen Rechtsanwalt, der seinen Klienten besucht hatte. Höchstens wunderte er sich, daß der Herr ihm so freundschaftlich die Hand drückte, was Rechtsanwälte im Umgang mit Gefängnisaufsehern gemeinglich nicht zu tun pflegen.

Mit dem aber gelschah' mit langen Schritten über den Gerichtskorridor, stand eine Minute später auf der menschenbelebten Graupenstraße und sprang auf die nächste Elektrische, die gerade vorüberfauste.

Maxens Freund aber, der im Besuchszimmer zurückgeblieben war, blieb noch geraume Weile auf der dort befindlichen Bank sitzen, dann erhob er sich langsam, plauderte mit ihm etliches, bedauerte sich darüber, daß er jetzt schon eine geschlagene Stunde auf seinen „Bruder" warte. Schließlich entfernte er sich schimpfend über die Bummelei der Gefängnisverwaltung, welche auf die knapp bemessene Zeit von Angehörigen der Untersuchungsgefangenen keine Rücksicht nehme. Sodann verließ er das Gebäude. Max M.'s Flucht wurde überhaupt erst bemerkt, als er nach stundenlanger Abwesenheit noch nicht in seine Zelle zurückgekehrt war. Wie angekündigt, hat er an diesem Tage sein Mittagsmahl tatsächlich im Speisewagen des Dresdener Schnellzuges eingenommen.

Sein kühner Streich bildete noch Wochen später das Tagesgespräch in der „Graupe". Man sprach in den Ausdrücken größter Bewunderung von ihm und war darüber einig, daß er ein „dufter" Kerl sei, der eine große Zukunft vor sich habe.

Nach ungefähr zwei Wochen brachte mir der Oberaufseher eine Karte, die an mich gerichtet war. Sie kam aus Bremen und hatte etwa folgenden Inhalt: „Lieber Schmager! Mein Geschäft habe ich, wie Du siehst, aufs Beste erledigt und will in den nächsten Stunden nach meinem Uebersseeischen Reiseziel abrutschen. Von dort schreibe ich Dir nochmal und gebe Dir heute schon den guten Rat, meinem Beispiel zu folgen. Es grüßt Dich Dein Schmager Erich."

Der die Briefzensur ausübende Gerichtsbeamte hatte an dieser Nachricht nichts Verfängliches gefunden, und so wurde mir die Karte ausgehändigt. Kein Mensch ahnte, daß mein „Schmager Erich" identisch war mit dem entflohenen Untersuchungsgefangenen Max M. Den guten Rat, seinem Beispiel zu folgen, habe ich nicht ausgeführt. Auf Mut hätte es mir nicht gefehlt, aber meine Entschlußkraft war durch die monatelange Haft zu sehr gebrochen, es mangelte mir an Kaltblütigkeit und Energie.

Trotz seines Versprechens, mir noch einmal zu schreiben, habe ich von M. nie wieder etwas gehört. Er ist hoffentlich drüben ein nützliches Glied der Gesellschaft geworden, und wenn nicht, dann wünsche ich in seinem Interesse, daß die argentinischen Gefängnisse in Punkto Gefangenenbesuche ähnliche Gepflogenheiten haben, wie die heimische „Graupe"...

(Fortsetzung folgt.)

„Breslau bei Nacht"

Ein Führer durch das Breslauer Vergnügungsleben

Unsere bunt illustrierte Broschüre ist erschienen und wird allen, die sie vorbestellten, zugesandt. Eine Anzahl Exemplare kommt in den Straßenhandel und ist bei allen Zeitungshändlern und in allen Kiosken zum Originalpreise von **Mk. 500.—** zu haben. Da die Auflage im Verhältnis zur Nachfrage gering ist, empfehlen wir unseren Lesern, die Broschüre baldmöglichst zu besorgen, bevor sie vergriffen ist.

„Breslauer Nachtpost", Verlagsleitung.

Zeilgarten-Variété
Besitzer: Maslanowski
Täglich 8 Uhr abends:
Fürstenliebe
Lustspiel in 5 Aufzügen.
Vorverkauf Barasch.

Holmes Scharwenka
Solo Violine
Wo?
am Flügel: van Berto
Cello-Virtuose Jonny Dubaly
ASTORIA
Neue Gasse 27
Telefon Ring 8299

Engelhardt-Bierquelle „Zum Ratsherrn"
Ring 5 Kurfürstenseite Tel. Ring 250
Bier-, Wein- und Liköstuben
Gute Küche — Gepflegte Getränke
Täglich ab 5 Uhr:
Künstler-Konzert

Restaurant Matthias-Park
Moltkestraße 17. Telefon Ring 6218.
Mittagstisch von 12—3 Uhr
Gute Küche — Solide Preise
Jeden Sonntag ab 5 Uhr: KONZERT.
Vereinszimmer. Saal für Festlichkeiten.

Café Brodda
Inh.: H. Krummholz, Gräbschenerstr. 19/21.
Das vornehme Familien-Lokal
Täglich: Erstklassiges Künstler-Konzert

Groß-Breslau
Höfeingerstr. 16
Telefon Ring 4084
Das genügt!
Täglich 5—12 Uhr:
Konzert.

Wein-, Likör- u. Bierstuben
Vorstadt-Diele
Gräbschenerstraße 113.
Jeden Sonnabend und Sonntag:
Gemütl. Beisammensein
Kleines Saal für Vereine u. Hochzeiten zu vergeben.

Die gemütlichen Weinstuben
Zur Klause
Schmiedebrücke 31/32
1. Etage
!! Künstler-Konzert !!

Burgfeld 2 Unruh's Burgfeld 2
gemütl. Alt-Breslau
Täglich Mittags 11—1 Uhr: **Konzert.**
Intimer Verkehr! Intimer Verkehr!

Café • Restaurant PERTISSI
nun elegant
Werderstr. 1, an der Universität.
Herrlicher Oder-Ausblick!
Täglich: **Künstler-Konzert**
Wein-Abteilung — Gute Küche
Solide Preise

Wein- und Bierstuben
„Zur Feldschänke"
Feldstrasse 32
Fernspr. Ohle 9392. Nette Bedienung.
10 Minuten vom Hauptbahnhof.
Dezente Musik.
Intimer Aufenthalt.

Wein- und Bierstuben
„Herrnstüb'l"
Hummerei 6

Detektiv
Kurt R. H. Bräuer
Gartenstraße 83
Ermittelungen
jeder Art. Be- und Entlastungsmat. zu all. Zivil- und Straf-Prozessen, bei Aliment., Ehescheidung., Beleidigungen etc.
Entlarvung
anonymer Briefschreiber und verleumd. Beleidiger.
Beobachtung
Ueberwachung von Fabrik., Geschäftslok. u. Personen, Verfolgung hier und an allen Orten.
Auskünfte
über Ruf, Charakt., Vorleben, Vermögen zur Heirat und sonstige Angelegenheiten.
Sofortige sichere Hilfe bei Einbrüchen etc.
Nur erstklassig. Fachleute
Größter Erfolg.

Café Mozart
Klassische u. moderne Musik
Gepflegte Getränke
Wein-Diele
Meisterstr. Ecke Ohlauer-Stadtgraben

PETER-DIELE
Promnitzstr. 51 am Schlachthof
Straßenbahnlinie 3u6
T. Rg. 6608
Täglich Konzert.
Gute Küche bis 1 Uhr nachts

KLOSTER-STÜBEL
Klosterstraße 20/22 Tel. Ohle 9075
Wein-, Bier-, Likör-Stuben
Gemütlicher, solider Aufenthalt
Frau Lissy Meinhardt Wwe.

Konditorei u. Café Odertor
Roßplatz 10 am Kleinbahnhof
Solides Familienlokal
Gutgepflegte Biere und Weine
Gute Küche
Jeden Abend: **Dezente Musik.**
Telefon Ring 5709.

Quillonsdrucke
Gold in Blattform
Feinen, antibakterielle
Münzen, Medaillen
Trauerfiflen alle Größen
Neuheit! Feine Artikel
Gummiwaren-Bazar
Größte Spezialfabrik

No gibt's einen guten Happen?
Im Dreieck
Sokoll's Wurstfabrik u. Frühstücksstube
Schweidnitzerstr. Eing. Kleine Groschengasse
Bis 11 Uhr abends geöffnet.

Der elegante mondäne Betrieb
Direktion: K. Ullmann
Ab 8 Uhr:
Künstler-Konzert.
Solide Preise.
Tel. R. 1682.
Kronprinzen-Straße 44
CAFÉ & BAR PICCADILLY

Residenz-Café
am Tauentzienplatz
Vornehmstes u. schönstes Familienlokal
Täglich von 4 Uhr ab:
Konzerte

Felsenkeller
dicht am Christophorplatz
Kätzelohle 8
Wein- u. Bierstuben
Nette Bedienung
Dezente Musik

Eisen und Metalle
Tuchabfälle, Knochenlumpen, Papier und Knochen kauft zu höchsten Tagespreisen
KURT SCHÄFER
Tannengasse 8 und Kohlenstr. 9

Achtung! Saalbesitzer!
Ein Hupfeld „Helios"-Orchester,
8 Mann Besetzung, wenig gebraucht, dazu
Gleichstrommotor,
220 Volt, und 23 Stück Notenrollen billig zu verkaufen.
Gefl. Anfragen unter „Helios" an die Expedition dieses Blattes.

ATLANTIK
Die elegante Weinstube
Nur gute Getränke! — Beste Küche!
Künstler-Konzert!
Weisse Ohle 15.
Lucia Nickel.

Café Dessau
Dessauerstraße 2. Telefon R. 2554
Täglich Künstler-Trio
Kapelle Hentschel
Solides Familienlokal.

Geschlechtskranke!
Schnellste Heilung ohne Berufsstörung, 27jährige Praxis.
Dr. Dammann's Heilanstalten
Einziges ärztliches Institut dieser Art in Breslau, Gräbschenerstr. 41, 2. Etg. 9—11, 3—6, Sonntags 10—12, Mittwoch geschlossen.

Casanovas Memoiren
6 Bände, neu, moderne Ausgabe, illustriert, umständeheiber für Mark 35 000.— nur an Privat zu verkaufen.
Freundliche Anfragen unter „Casanova" an den Verlag des Blattes.

Restaurant Gallonen-Diele
Inh.: Richard Scholz
Bohrauerstraße 5. Telefon Rg. 3965.
Bekanntes Familienlokal des Südens
2 Minuten vom Hauptbahnhof.
Spezialität: **Der gute Henn'g-Crême**
Mittagstisch von 12—3 Uhr
Gute Küche — Solide Preise.
Täglich ab 6 Uhr: **Künstler-Konzert**
Ausschankstätte renommierter Brauereien

Magerkeit
Schöne volle Körperformen durch unser „Yogra"-Kraftpulver in 6 bis 8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme. Garant. unschädl. Aerztl. empfohlen. Streng reell! Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchs-Anweisung Mark 1200.— Porto extra. Dep. Kronen-Apotheke, Neue Schweidnitzerstraße 2. (1.00)

Café Honolulu
Gabitzstraße 61. Bes. W. Stock
Dezente Musik! Zivile Preise!

Herausgeber und Chefredakteur: Erich Golland-Breslau. Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Max Gruschwitz-Breslau.
Verlag: Erich Golland-Breslau. Redaktion und Expedition: Garvestraße 10. Rotationsdruck: Leopold Freund, Breslau 1, Herrenstraße 29/30.